

# Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

In Wochennummern vierteljährlich 1 Mark 60 Pf. In Halbheften, jährlich 28 Halbhefte à 25 Pf. In Heften: jährlich 14 Hefte à 50 Pf.

## Ein Mann.

Roman von Hermann Heiberg.

(4. Fortsetzung.)

Rachdruck verboten.  
Alle Rechte vorbehalten.

Auf der Treppe seines Schlosses Snarre stand in der Frühe Graf Dybho Esbern-Snarre und schaute hinab auf den Gutshof, von dem eben Arbeitswagen, Gutsknechte und Mägde sich in Bewegung setzten. Fast überall, wohin das Auge sich wandte, war Thätigkeit; Arbeitsperde mit widerstrebend schleppendem Gang wurden aus dem Stall gezogen, eine Herde Schafe setzte sich eben, von einem Schäferhunde zu Paaren getrieben, in Bewegung, Kühe, die ein Hirtenbube mit lautem Peitschenknall lenkte, folgten. Brüllen und Meckern der Thiere durcheinander, Bewegung und Leben, bis alles der Ordnung sich gefügt hatte und zuletzt nur ein weißer Spitzhund, seinen Empfindungen durch abhakweises Wellen Ausdruck verleihend, mit den auf dem Hofe stehen blieb.

„Morten! Morten!“ rief der Graf, ins Schloß zurücktretend, und ein alter Mann mit kahlem, unbeweglichem Gesicht, aber trotz der strengen Züge mit freundlichen Augen und ehrerbietiger Miene trat in eine große, von der Frühsonne beschienene Halle, brachte auf einer silbernen Platte eine dampfende Kaffeekanne von demselben Metall und begab sich mit einem „Zu Befehl, Herr Graf!“ an den Frühstückstisch, an dem er die letzten Anordnungen traf.

Graf Snarre, ein Mann von zierlichem Wuchs mit einem blonden Henri quatte und einem sehr aristokratischen Aeußern, das auch in der Kleidung zum Ausdruck gelangte, nahm Platz und durchschritt mit einer gewissen langsamen Umständlichkeit ein

Stück Landbrot, ließ sich von Morten den heißen, feinen aromatischen Duft ausströmenden Kaffee einschenken und griff dann nach Eiern, die in einer goldverzierten Schüssel auf grobkörnigem Salz lagen.

Während er die Schale eines derselben mit einem Löffel zer schlug, fragte er: „Was giebt's Neues, Morten?“ — und „Nun, was giebt's Neues, seitdem ich fort war?“ wiederholte er, als jener nicht gleich antwortete.

„Biel und wenig, Herr Graf!“ erwiderte Morten und drehte nach seiner Gewohnheit den Hals mit rascher Bewegung zur Seite. Es machte den Eindruck, als ob ihn ein schmerzliches Nerven zucken dazu veranlasse. Vielleicht war's wirklich so.

„Gestern hörte ich, daß die neuen Herrschaften auf Limforden eingetroffen seien, Graf Uglar mit seiner jungen Frau.“

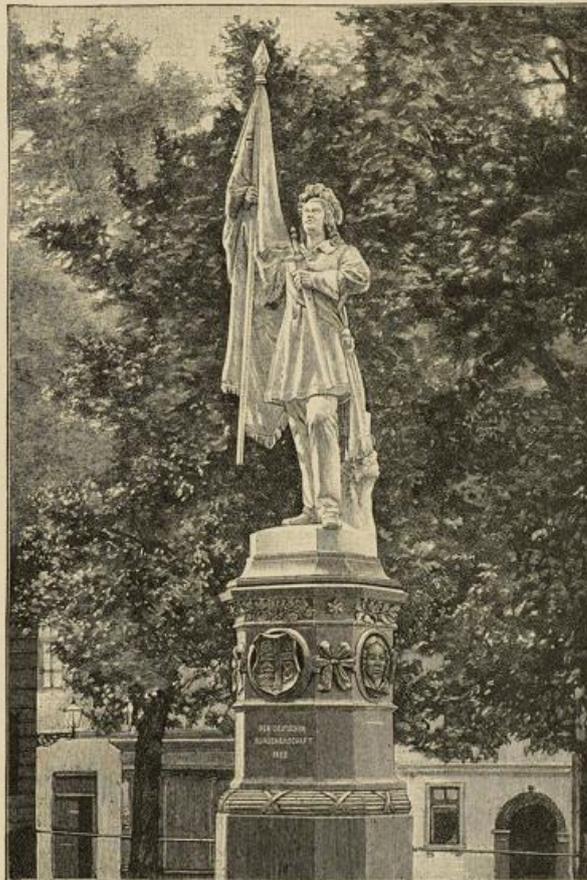
„So! so! Und was sonst?“

„Ich wüßte nichts, Herr Graf.“

„Gut also, dann gehe! Vorher bringe mir aber noch Feldstock und Handschuhe und Cigarren aus der großen Kiste, die auf meinem Schreibtisch steht!“

Nach diesen Worten neigte Graf Snarre leicht den Kopf und griff nach der eben von einem anderen Diener gebrachten Zeitung, in die er sich vertiefte, während er den Rest des Frühstückes zu sich nahm.

Als Graf Snarre eine halbe Stunde später auf seinem gewohnten Morgenpaziergang eben das Weichbild des Gutshofes überschritten hatte, hörte er Pferdetrappeln und sah, als er das Auge erhob, Richard Tromholt vor sich.



Das Burschenschaftsdenkmal in Jena. Von Prof. Donndorf.  
Nach einer Photographie von Hofphotograph G. Kraußlich in Jena.

„Ah, Herr Direktor Tromholt! Willkommen auf Snarre! Und so früh? Was verschafft mir die Ehre, denn ich darf wohl annehmen, daß Sie mich besuchen wollen?“

Tromholt neigte zustimmend den Kopf. „Allerdings, Herr Graf, ich wollte mir die Erlaubniß nehmen, Ihnen aufzuwarten! Aber ich sehe, daß ich augenblicklich störe. Ich bitte, lassen Sie sich nicht aufhalten! Mit Ihrer Genehmigung reite ich aufs Gut und warte, bis Sie Zeit für mich haben.“

„Wohl, ganz recht!“ gab Graf Snarre zurück. „Aber nur insofern, als meine Kappen mit dem Ihrigen nicht Schritt halten können und der schon so heiß ist, daß es besser scheint, Sie bleiben im bisherigen Tempo! Ich folge Ihnen unmittelbar! Also, ich bitte, auf Wiedersehen in einer Viertelstunde!“

Nach diesen Worten winkte er ihm freundlich mit der Hand, und Tromholt setzte sein Pferd wieder in Trab.

Eine Stunde später saßen sich Graf Snarre und Richard gegenüber, und es war nur natürlich, daß der inzwischen bekannt gewordenen veränderten Verhältnisse der Ericius'schen Familie und des jungen Ehepaars in erster Linie gedacht ward.

„Ich hörte jüngst bei meiner Anwesenheit in Kiel von Ihrem thatkräftigen und erfolgreichen Eingreifen, lieber Direktor! Vom Himmel ist der Familie ein Mann wie Sie gekommen. Nun, und wie steht alles? Limforden wird nicht verkauft? Sie arbeiten weiter, und — die ganze Familie wird nach dem Gute ziehen?“

„Zunächst nur Graf Uglar mit seiner Gemahlin, die schon eingetroffen sind,“ entgegnete Richard. „Später hat Frau Ericius die Absicht, zu folgen. Sie gedenkt den schönen Besitz in Kiel zu verkaufen, und es ist recht so!“

„Und sonst bleibt alles, wie's war? Wie geht's Herrn von Alten? Ich hörte, daß er sich mit Ihrer Frau Schwester verlobt hat, und sage Ihnen meinen besten Glückwunsch. Bleibt er auf Limforden?“

Richard zuckte die Achseln. „Eigentlich komme ich feinewegen, aber ohne sein Wissen, Herr Graf. Ich sehe voraus, daß seines Aufenthalts dort nicht mehr lange sein wird unter den neuen Verhältnissen. Und kurz und gut: ich wollte mir die Anfrage erlauben, ob Sie nicht für Alten eine Stellung hätten.“

Graf Snarre dachte einen Augenblick nach, reckte den zierlichen Körper und drehte an dem blonden Schnurrbart. Dann, ohne eine unmittelbare Antwort zu ertheilen, sagte er:

„Man möchte viele Maulbeerbäume haben, um allen zum Pfänden zu verhelfen. — Wann würde Herr von Alten zur Verfügung stehen, und — denkt er schon an Heirathen?“

„Ja, sobald er eine gesicherte Stellung hat. Unter dem Grafen auf Limforden zu bleiben, — ich muß ihm beipflichten, — wird unmöglich sein. Alten ist einmal nicht lammfromm, sondern wie ein Rossesped, das gelegentlich ausschlägt.“

„Ich hätte Limforden gekauft, wenn's zu haben gewesen wäre,“ warf der Graf hin. „Dann hätte alles beim alten bleiben können.“ Hierauf erwiderte Tromholt nichts. Er redete nicht gern über Dinge, die nicht spruchreif waren.

Plötzlich fuhr der Graf fort: „Und Sie, lieber Direktor, wollen unter allen Umständen bleiben? Für Sie hätte ich jederzeit eine Verwendung.“

Tromholt blickte fast ein wenig überrascht empor. „Ich bleibe!“ entgegnete er kurz, fast etwas rauh und dadurch weitere Fragen abschneidend. Nun war's an dem Grafen, Tromholt befremdet anzublicken, aber er forschte nicht weiter, ging auf ein anderes Thema über und sagte:

„Die junge Gräfin soll schön, sehr schön sein und mit liebenswürdiger Offenheit Eigenartigkeit verbinden. Ich bin sehr begierig, sie kennenzulernen.“

Tromholt zuckte unmerklich zusammen.

„Ja, — eine ungewöhnliche Frau!“ gab er kurz bestätigend zurück. „Uebrigens haben die Herrschaften die Absicht, Ihnen ehestens ihre Aufwartung zu machen. Auch meine Schwester würde sehr glücklich sein, Ihre Bekanntschaft machen zu dürfen, Herr Graf. Freilich wird sie zunächst auf den Vorzug verzichten müssen, da sie nach Hamburg zurückgekehrt ist.“

„In der That? Sehr liebenswürdig, sehr ehren!“ rief Snarre mit weltmännischer Verbindlichkeit. „Da möchte ich mir einen Vorschlag erlauben: Kommen Sie übermorgen alle zu mir zum Essen! Ich bin ein Feind jeder überflüssigen Förmlichkeit und verzichte daher besonders gern auf jeden vorhergehenden feierlichen Besuch!“

„Ich werde nicht verfehlen, Ihre gütige Einladung zur Kenntniß der Herrschaften zu bringen, Herr Graf,“ erwiderte Tromholt. „Ich für meinen Theil nehme dankend an. Vielleicht überlegen Sie inzwischen mit Ihrer gewohnten Güte, ob für Herrn von Alten auf Ihren Verfügungen ein Posten frei oder zu schaffen ist. Ich kann aus meinen Erfahrungen bestätigen, daß es einen pflichttreueren Mann nicht giebt.“

Graf Snarre lächelte und sah Tromholt mit einem eigenen Ausdruck in den Mienen an. Dann sagte er mit großer Wärme: „Nun, ich werde sehen! — Uebrigens ein erstaunlich selbstloser Mann sind Sie doch, Herr Tromholt; immer denken Sie nur an die andern, an sich selbst zuletzt. Ich möchte sagen, Sie kommen selbst kaum zum Bewußtsein, viel weniger zum Genuß Ihres Daseins.“

Richard Tromholt schüttelte den Kopf. „Doch, Herr Graf! Ich finde, daß thätige Menschenliebe und Pflichterfüllung glücklich machen. Ich übe sie indessen aus innerer Nothwendigkeit, ein Verdienst ist nicht dabei.“

„Und ein Weiberfeind sind Sie zudem. Es ist das einzige, was ich nicht begreife!“ fiel Snarre ein. „Für mich ist die Welt ohne Frauen ein Land ohne Sonne, Luft und Wald. Haben Sie nicht schon ähnliches empfunden?“

Tromholt antwortete nicht; er machte nur eine ausweichende Bewegung. Wenige Minuten später trennten sich die Herren.

## 7.

„Du warst heute nicht ganz im Recht Herrn von Alten gegenüber, Leo,“ sagte die junge Frau Susanne einige Tage später zu ihrem Manne, als sie zusammen um die Nachmittagsstunde den Kaffee einnahmen. „Ich wollte es Dir noch sagen.“

Sie sah in ihrer Jugend und schlanken Schönheit, angethan mit einem weißen Sommerkleid, ohne jeglichen Schmuck bezaubernd aus. „Such's morgen gutzumachen, ich bitte Dich!“ fuhr sie mit liebenswürdiger Eindringlichkeit fort. „Wir sollen doch mit ihm leben und müssen Eintracht halten. Was meinst Du, wenn wir zum Herbst Frau von Gunar einladen, dann kann sich das Brautpaar sehen. Ich gönne's ihnen von Herzen.“

Dem Grafen Uglar, der mit ausgestreckten Beinen in einem Schaukelstuhl mehr lag als saß, schien der Vorschlag nicht sehr genehm. „Wir sind selbst kaum recht warm hier, und Du denkst schon an Gäste; das ist nicht sehr schmeichelhaft für mich,“ erwiderte er, den Rauch seiner Cigarette kunstvoll zu zierlichen Ringen gestaltend. „Warum müssen es denn aber gerade die Verwandten unserer Untergebenen sein, die Braut dieses Alten, der mir überdies im höchsten Grad zuwider ist, fortwährend den Standesgenossen gegen mich herausschreit und dabei vergift, daß er nichts weiter ist, als mein Gutsinspektor? Und Du nimmst noch Partei für ihn wie für den andern. Das ist so einer Deiner kleinbürgerlichen Züge, Sanne, die Du Dir abgewöhnen mußt. Wenn die Gräfin Uglar Gäste empfängt, so wählt sie ihre Gesellschaft unter Standesgenossen. Graf Snarre zum Beispiel gefällt mir ausnehmend, ein Edelmann vom Scheitel bis zur Sohle.“

„Und eben nur Edelleute hältst Du Dir gleichberechtigt?“ entgegnete Susanne, in ihrem Stolz verletzt; „Alten, trotz seines Adels, ist es Dir nicht, weil er eben arbeitet, arbeitet für uns, für Dich. Ich aber, weit entfernt, mich meiner bürgerlichen Abkunft zu schämen, fühle mich gehoben, einer Familie anzugehören, welche die Arbeit groß gemacht hat, und nur nach seinen Leistungen schätze ich den Mann.“

„Da komm' ich Dir wohl sehr klein vor? Du bist ausnehmend artig heute, Samchen.“

Susanne überhörte diese in spöttischem Ton hingeworfene Bemerkung. „Sieh Dir doch den Grafen Snarre an,“ fuhr sie, sich ereifernd, fort. „Er ist ein Edelmann, aber er arbeitet, für sich, für seine Interessen allerdings. Und keine geringeren Männer sind in meinen Augen Herr von Alten und Richard Tromholt, die sich in unserem Dienst abmühen.“

„Und denen wir,“ warf der Graf spitzig ein, „das wenige verdanken, was von unserem großen Vermögen noch übrig geblieben ist.“

„Leo!“

„Nun ja! Wer hätte gedacht, daß Euer Prokurist, der ja auch Euer vollstes Vertrauen besaß, der auch so eine Art Tugendspiegel war wie dieser Tromholt, Richard Tromholt, wie Du ihn vertraulich nennst, sich als gemeiner Dieb und Betrüger entlarven

würde? Wenn das die beiden anderen nicht sind, umso besser, aber nicht übernehmen darfst Du mir, nach den Erfahrungen, die ich gemacht habe, wenn ich ihnen auf die Finger sehe, ja Du solltest mich darin unterstützen, anstatt mir jeden Tag Anweisung zu geben, wie ich mich ihnen gegenüber zu verhalten habe."

"Leo!" rief die Gräfin abermals entriistet. "Du, Du wagst es, einen Richard Tromholt —?"

"Nun ja," unterbrach er die vor Erregung Stockende, "einen Richard Tromholt, wenn Du darauf bestehst, daß ich ihn bei seinem Vornamen nenne, ihn so gut wie die anderen! Uebrigens weißt Du, daß Du in neuerer Zeit etwas oft von dem Direktor sprichst? Wenn ich überhaupt eifersüchtig werden könnte auf solche Leute — — —" eine verächtliche Handbewegung schloß den Satz.

"Auf solche — Leute?" — Susanne hielt inne, das Blut, das ihr noch eben in die Wangen getreten war, wich jäh zurück. Sprach sie wirklich so oft und so warm von Tromholt, daß ihr Gatte solchen Verdacht auch nur im Scherz äußern konnte? Ja, er hatte recht, und mehr noch, als sie von ihm sprach, dachte sie in der letzten Zeit an ihn.

Nicht das Mitleid mit ihm, dessen Leben sie einst durch ihren Uebermuth gefährdet hatte, den sie verschmäht hatte, obwohl er sie liebte, nicht der Dank für das, was er für sie und die Andern in unermüdblicher, aufopfernder Sorge gethan, nicht das allein war's, was sie an ihn denken ließ, nein, halb unbewußt verglich sie ihn mit dem, um den sie ihn verschmäht, an seinem Charakter, seiner Persönlichkeit sogar maß sie die des eigenen Gatten.

Jener war ein Mann, ein Mann im edelsten Sinne des Wortes, und was war Uklar? Der Schleier, der ihr Auge, ihre Sinne einst verhüllt und ihr Uklar in seiner weltmännischen Sicherheit als einen Mann nach ihrem Geschmack hatte erscheinen lassen, war längst gefallen. Aus dem vornehmen Cavalier hatte sich nur zu bald der hochmüthige Aristokrat, der blasierte Genüßmensch, der die Arbeit als Nebensache ansah, ja in manchen Augenblicken sogar der rohe Egoist herausgeschält. Sie hatte sich von ihm geliebt geglaubt, und mehr und mehr kam sie zu der beschämenden Erkenntniß, daß sie ein Opfer der Berechnung geworden war. Sie kämpfte gegen diese Erkenntniß mit ihrem ganzen Stolz, sie wollte es nicht zugeben, suchte sich selbst darüber hinwegzutäuschen, und da stand immer wieder er vor ihr, er, Richard Tromholt!

"Bist Du fertig?" fragte der Graf. "Ist der Traum zu Ende?"

"Zu Ende — ja, ich glaube —" Sie sprach es fast tonlos vor sich hin.

"Du bist ja ganz tragisch, Samchen," spottete Uklar, "es muß wohl ein schwerer Traum gewesen sein. Pah, Träume sind Schäume, und die Wirklichkeit hat recht." Und indem er die Cigarette wegwarf, auf sie zutrat und den Arm um ihre Hüfte schlang, fuhr er in schmeichelndem Ton fort: "Komm, setz Dich zu mir und laß uns plaudern! Oder wollen wir ausfahren? Du siehst, ich bin zu allem bereit."

"Leo," flüsterte sie, "Leo, ich möchte fort von hier!"

"Ja wohin denn, Kind? An die Riviera, nach Monte Carlo, da denk' ich mir's jest auch lustiger als hier. Aber was willst Du, unsere Kaffe gestattet's nicht, Dein unvergleichlicher Direktor giebt uns kein Geld dazu."

"Nicht dorthin," sagte sie abwehrend. "Fort, an einen anderen Ort, wo Du eine Stellung, eine Thätigkeit findest, die Deinen Anlagen entspricht."

"Ja, Märchen, was soll ich denn anfangen anderswo? Einem Uklar taugt nicht jedes Geschäft. Hier sitzen wir ja ganz bequem. Geh, laß doch die Grillen!"

"Es ist mehr als eine Grille, Leo," erwiderte sie, "ich fühle es, mein Lebensglück hängt davon ab, daß Du wieder ein Amt, eine Stellung, eine feste Thätigkeit findest. Der Müßiggang hier zerstört unser Glück."

"Der Teufel auch, wo denn?" rief Uklar, dessen Geduld zu Ende ging.

"Gleichviel wo, bei der Armee, und wenn das nicht sein kann, dann in Gottes Namen bei der Marine!"

Jetzt verlor Graf Uklar alle Fassung, er stieß sie fast rauh zurück. "Also bei der Marine?" brach er hervor, "damit ich Jahre lang auf der See herumfahre, während Du mit Deinem Direktor das Gut besorgst! Der Gedanke ist nicht übel, wahrhaftig nicht übel für eine junge Frau, die drei Monate verheirathet ist. Ein richtiger Operettengedanke, den ich der strengen Bürgerthugend einer

geborenen Ericius, einer Schwärmerin für die Arbeit, kaum zugetraut hätte. Darauf also läufst es hinaus, Dein schönes soziales Programm?"

Susanne war fassungslos, Thränen traten ihr in die Augen, Thränen der Scham und der Empörung. Da drang ein wilder Lärm vom Gutshof herauf, Menschen sprangen durcheinander, sie riefen nach Tromholt, nach dem Direktor, und "Feuer! Es brennt!" scholl es dazwischen. Uklar sprang empor und vertief eilends das Zimmer.

Es brannten draußen zwei Gebäude, Tromholts Wohnhaus und eines der großen Arbeitsamwesen. Auf Uklars hastige Frage nach der Ursache ward ihm aus der Mitte der erregten Masse die Antwort, man vermuthete, es sei der rothe Peter Jeppe von Trollbeide gewesen, der den Brand angezündet habe.

Da es sich um zwei ziemlich weit auseinanderliegende Gebäude handelte, waren die für die Löschung zu treffenden Anstalten doppelt schwer zu bewerkstelligen, auch thaten die in den Brunnen gelegten Schläuche keine ausreichenden Dienste.

Als Leo auf Tromholt zutrat, der noch bleich von der Aufregung, aber mit größter Ruhe seine Anordnungen zur Rettung des Arbeitshauses traf, empfing er von diesem auf seine Fragen nur sehr kurze Antworten.

Ja, als dann gerade ein Balken im Dachstuhl sich löste, herabfiel und einen gefährbringenden Feuerregen in die Höhe trieb, eilte Tromholt ohne Entschuldigung fort, um nach den in das Haus eingedrungenen Arbeitern zu sehen.

Die Folge war, daß Uklar mit einem Ausdruck verbißenen Zornes in den Miene zurücktrat. Er, er war doch der Herr auf Limforden, und Tromholt behandelte ihn wie irgend einen Verliebigen. Vernunft und Einsicht, die ihm sagen mußten, daß in einer solchen Lage Empfindlichkeit über die Vernachlässigung einer Form wahrlich nicht am Plage sei, daß es sich um die wichtigsten Dinge, um Rettung von Menschenleben und Eigenthum, handelte, kamen nicht zur Geltung. Des Mannes Gedanken richteten sich auch gar nicht auf das Unglück, sondern nur die Ueberlegung nahm von ihm Besitz, wie er Tromholts Platz einnehmen und womöglich dessen Anordnungen durchkreuzen könnte.

Als Alten, der mit Hilfe von Arbeitern einen Schlauch in den See gelegt hatte, eilend herangelaufen kam, rief ihn der Graf mit herrischer Stimme an. Er mußte seinen grenzenlosen Zorn und Ummuth an jemand auslassen, und dieser war ihm gerade der rechte.

"Es ist unglaublich, daß dergleichen vorkommen kann!" hob er an. "Bei genügender Aufsicht in den Arbeiterhäusern erscheint es doch unmöglich, daß am hellen Tage ein Strolch sich einschleicht und einen Brand anzündet!"

"Sie wollen gütigst Ihre Vorwürfe an die dafür verantwortliche Person richten, Herr Graf! Ich bin Oberinspektor für die Gutsangelegenheiten; mit den Werken und Arbeiterhäusern habe ich nichts zu thun. Die Aufsicht ruht übrigens in den denkbar besten Händen —"

"Ach, Tromholt, ein Wort! Können wir den Schlauch nun anlegen?" wandte er sich dann an Richard, als dieser, das Gesicht entstellt von Ruch und Qualm, eben herantrat.

Das schlug nun dem Raß völlig den Boden aus.

"Ich muß bitten, daß Sie sich einer geziemenden Sprache befleißigen!" knirschte Uklar. "Das nur zunächst! Das Weitere werden Sie morgen hören!"

Damit wandte er sich ab, richtete seine Schritte nach dem Hause von Tromholt und ertheilte, um seinem Drange nach Autorität Luft zu machen, hier Anordnungen, die sich entweder von selbst verstanden oder als zwecklos erwiesen.

"Was giebt es denn?" fragte Tromholt und blickte Alten im höchsten Grade überrascht an. Die Muskeln in Altens Gesicht zuckten und seine Hände hatten sich unwillkürlich geballt. Er berichtete erregt, was geschehen war.

Als er geendigt hatte, schüttelte Tromholt mit einem Ausdruck schmerzlichen Unwillens den Kopf. Nichts war so bezeichnend für Uklars Charakter als dieser Vorgang.

Im weiteren Verlauf des Abends traf Hilfe vom Gutshof Snarre ein, auch der Graf erschien in einem Zweigespann und begab sich, nachdem er von Tromholt und Alten erfahren hatte, daß jegliche Gefahr vorüber sei, ins Schloß.

"Sagen Sie, ich bäte um Verzeihung, wenn ich so spät störe, aber ich möchte mich doch nach dem Befinden der Frau Gräfin



Vollmondseß im Getisghrund.  
Zeichnung von Hans Leuschner.

erkundigen!“ — erklärte er dem Diener, der sich verbog und davoneilte.

Graf Snarre mußte recht lange im Vorzimmer warten, bevor ihm ein Bescheid wurde. Die Herrschaften hatten sich ihre Wohngemächer in dem hinteren Bau eingerichtet, von dem man auf den Park und seitwärts nach dem Gutshof sah. Der Vorderbau mit der großen Treppe enthielt jetzt die Gesellschaftszimmer und wurde für gewöhnlich nicht bewohnt.

Als nach dem Fortgang des Dieners Ruhe eintrat, hörte Graf Snarre nebenan deutlich die von diesem abgestattete Meldung und des Dieners Entfernung durch die Thür nach dem Flur.

Er erwartete nun, daß Uglar ihm sogleich selbst öffnen und entgegenzueilen würde, aber alles blieb zunächst still. Zuletzt drang jedoch festes Sprechen an sein Ohr, und sogar einzelne Sätze wurden deutlich vernnehmbar:

„Ich kam doch mit meinen verweinten Augen nicht erscheinen. Empfange Du den Grafen!“ —

„Ach, Albernheiten! Mache Dich auf!“

Snarre hätte sich nach dieser Zeugenschaft bei einem ehelichen Zwiste nur zu gern entfernt, er schwankte auch, ob es nicht am richtigsten sein würde, wieder zu gehen. Aber während er noch überlegte, bald aufstand und dann doch wieder abwartend sich niederließ, öffnete Uglar mit einem „Pardon, Pardon, hochverehrter Herr Graf!“ die Thür und erging sich in vielen Entschuldigungen.

„Nein, nein, ich habe Ihre Verzeihung einzuholen, daß ich störe“ — entgegnete Snarre artig. „Mich leitete aber aufrichtige Theilnahme für die gnädige Frau, die natürlich das unerfreuliche Ereigniß sehr erregt haben wird.“

Der Zufall wollte es, daß in diesem Augenblick der Diener erschien und den Herrn des Hauses im Auftrage des Herrn Tromholt bat, sich herabzumühen zu wollen. Seine Anwesenheit sei erforderlich.

Da Uglars Eitelkeit dadurch geschmeichelt ward, fragte er den Gast mit einem Blick, ob er ihn entschuldigen wolle.

„Aber so ernste Dinge gehen doch vor!“ rief Snarre zuvorkommend und ehe Uglar mit Worten anheben konnte. „Ich bitte Sie dringend, der Aufforderung Folge zu geben, und leiße, mit Ihrer Erlaubniß, der gnädigen Frau Gesellschaft, wenn sie mich empfangen will.“

„Meine Frau ist unpäßlich und hat sich zurückgezogen, Herr Graf. Indessen werde ich sehen, ob sie Sie dennoch empfangen kann. In jedem Fall bitte ich, daß Sie Platz nehmen! Gleich bin ich wieder zu Ihrer Verfügung.“

Nach diesen Worten verbog sich Graf Uglar und eilte fort. Kaum waren einige Minuten verflossen, als die Thür zum Nebengemach sich aufthat, und Susanne erschien. Ihre Augen trugen deutliche Thränenspuren. Sie trat rasch und trotz des hilflosen Ausdrucks, der ihr holdes Angesicht noch mitläuternder erscheinen ließ, entschlossen auf Snarre zu und sagte zu seinem ungemessenen Erstaunen:

„Als ich jüngst bei Ihnen war, Herr Graf, zeigten Sie mir in den kurzen Stunden unseres Zusammenseins eine warme Theilnahme und behaupteten, daß es Sie danach verlangte, dieselbe zu betheiligen. Nun, ich brauche einen Freund, der schweigen, rathen und für mich handeln kann. Wollen Sie dieser Freund sein und mit der That beginnen in diesem Augenblick?“

„Gnädige Frau! Frau Gräfin!“ rief Snarre mit deutlich ausgeprägter Ueberraschung. „Ja, gewiß!“ fuhr er fort, ergriß des schönen, tief erregten Weibes Hände und küßte sie ehfurchtsvoll. „Ich bitte, sprechen Sie! Was es sei, Sie finden mich bereit, für Sie zu handeln.“

„Nun,“ kam es zitternd aus dem Munde der Frau. — „so hören Sie! Ich will mich von Uglar trennen, unter allen Umständen wieder trennen. Ich erside unter den unnatürlichen Verhältnissen, ich sterbe, — sterbe, — ich kann nicht mehr.“

Mit immer höher gesteigerter Befremdung hörte Graf Snarre, was Susanne sprach. Aber er erging sich in keinen Fragen und Ausreden, sondern gab ihr nur in ruhigem Tone Antwort.

„Ist Ihr Entschluß unumstößlich?“ fragte er. „Leitet Sie nicht nur eine heftige vorübergehende Erregung? Sie begreifen, daß ich um Ihre Willen Frage, meine gnädige Frau. Es ist ein Schritt von so großer Tragweite, daß der Freund auch die Pflicht hat, seine Bedenken zu äußern.“

„Nein, nein, nein!“ rief Susanne stürmisch und hart. „Alles ist überlegt. Mein Entschluß ist unabänderlich!“

„Wohl! Was soll ich thun?“ fragte Snarre. „Soll ich Sie nach Kiel geleiten? Darf ich Ihnen einen Aufenthalt in meinem Schlosse anbieten? Meine Tante, die Gräfin Snarre, die gestern bei mir eingetroffen ist, wird sich eine besondere Freude daraus machen, Sie unter ihren Schutz zu nehmen. Entschieden Sie!“

„Ja, nehmen Sie mich zunächst mit sich! Von dort werde ich sogleich meiner Mutter schreiben. Ich will Uglar nicht wiedersehen! Ich will nicht! Alles ist aus zwischen uns! Er hat mich in unwürdiger Weise behandelt, er hätte mich geschlagen ohne Ihr Dazwischenkommen.“

Die Augen der Frau waren groß und weit und ihre Mienen verstört. Empörung, Zorn und Scham wirkten fordergestalt auf sie ein, daß ihr ganzer Körper bebte und die Arme sich nachträglich wie zu einer Abwehr erhoben.

Graf Snarre war sprachlos für Augenblicke, aber rasch sich wieder fassend sagte er:

„Wohl, so kommen Sie gleich, gnädige Frau! Mein Fuhrwerk steht noch angespannt. Ich biete Ihnen meinen Schutz, und niemand soll es wagen, Sie aufzuhalten. Dennoch aber wollen wir jedes Aufsehen zu vermeiden suchen. Ich geleite Sie hinab bis zum Park. Dann gehen Sie voraus; am Ausgang warten Sie. In zehn Minuten bin ich dort.“ —

Noch schwankte Susanne einen Augenblick. Blüßschnell zogen die Gedanken durch ihr Gehirn. Sie sah ihre Mutter vor sich, das Bild ihres Vaters stieg vor ihr auf, Kiel mit seinen Bewohnern, die reden und verdammen würden. Auch Uglar, ihr Mann, Alen und — Tromholt —

Tromholt! Wie würde er triumphieren, daß sie sich um ihr Glück betrogen! — Aber nein, nein, gerade er würde der mildeste, gerechteste, gütigste sein. Er war ja ein Mensch, ein wahrhaft edler, alles verzeihender Mensch!

Und so legte denn die Frau entschlossen ihren Arm in den des Grafen Esbern-Snarre und schritt über den Flur die Treppe hinab.

Vom Hofe herüber drang eben noch das Geräusch der thätigen Arbeiter, Brandgeruch erfüllte die Luft, und die Qual, welche das Innere der Frau erfüllte, ward erhöht durch die Gedanken an das, was drüben geschehen war. —

Als Uglar nach einer Abwesenheit von fast einer halben Stunde wieder ins Schloß trat, das Wohnzimmer öffnete und sich vergeblich nach seiner Frau und Snarre umsah, trat ihm der Diener entgegen.

„Meine Frau, die Gräfin — der Graf Snarre — wo sind sie?“ fragte er verwundert.

„Die gnädige Frau ist mit dem Herrn Grafen Snarre gegen den Park zu gegangen, und eben hörte ich von dem Aufseher Peter, daß — sie in dem Wagen des Herrn Grafen abgefahren seien. Er hat sie einsteigen sehen. Ich glaube, der Herr Graf wissen —“

„Bist Du toll?“ rief Uglar erblassend. „Meine Frau nach — Snarre —“

Aber er sprach nicht weiter, beherrschte sich und eilte in den Hof hinab. Seine mit Absicht vorsichtig angestellten Ermittlungen ergaben, daß der Graf beim Herrenstall gesehen worden sei und, da der Kutscher nicht anwesend war, sich selbst auf den Boden seines Wagens geschwungen habe. Er hätte zurückgelassen, sein Diener solle später mit den Knechten und den Syrgen nachfolgen.

Nun war also wohl kein Zweifel mehr! Susanne hatte sich mit Graf Snarre auf und davongemacht, und die Veranlassung war er, Uglar, selbst gewesen! Einen solchen Schritt hatte der Mann doch nicht für möglich gehalten! Ja, einen Augenblick glaubte er, es müsse sich alles wieder gutmachen lassen. Aber wenn er sich dann wieder erinnerte, was geschehen war, schwand jeder Zweifel. Sie hatte sich von ihm losgesagt für immer!

Was war nun zu thun? Uglar mochte, wollte sich anfänglich die Folgen nicht ausdenken! Und dann redete doch seine berechnende Natur auf ihn ein und schuf Vorstellungen, die ihm die Dinge in einem veränderten Licht erscheinen ließen. Wenn Susanne wirklich gehen wollte, wohlan! Aber sie sollte ihn entschädigen. Er würde Abstandsgeid verlangen! Und sobald alles sich abgewickelt hätte, würde er eine andere und eine reichere Frau finden! War er hier nicht in seinen Voraussetzungen schmählich betrogen worden?

Aber wenn man sich weigerte, ihm Entschädigung zu zahlen, oder die Möglichkeit dafür nicht vorhanden war? Uglar wußte,

daß nur durch Arbeit, Sparsamkeit und Fleiß Vinsforden und Trollbeide allmächtig eine sichere Rente abwerfen konnten. Die Kieler Firma war noch gebunden, selbst der Erlös aus dem Verkauf des Hauses konnte keineswegs ganz in den Händen der Witwe bleiben.

Sehr peinlich war Uklar anfänglich der Gedanke, daß Einzelheiten bezüglich dieses Zerwürfnisses in die Öffentlichkeit dringen könnten. Susanne würde erklären, er habe sie mißhandelt. Aber auch das war ihm schließlich gleichgültig. Er würde leugnen! Und zu verwundern war es nicht, daß er sich hatte hinreißen lassen! — Sie hatte wieder in rücksichtslofter Weise Trombolds Partei genommen, als er ihr von dem Zwischenfall berichtete, und sich auch ganz auf Altns Seite gestellt. Noch mehr! Sie hatte mit schmerzbelegter Stimme ihm ein Bild seiner selbst vorgehalten und noch einmal die Forderung gestellt, dem Müßiggang zu entsagen, Vinsforden zu verlassen und wieder in die Marine einzutreten. Falls dies an sich ausgeschlossen sei, möge er sich in einem Geiuch unmittelbar an den Kaiser wenden und die Gründe für seine Bitte darlegen.

Zuletzt hatte sie sich vor ihm in die Höhe gereckt und gerufen: „Ich glaube, einen Mann geheiratet zu haben, und sehe, daß —“

Da hatte er sie unterbrochen und ihr in besinnungsloser Heftigkeit ein vor Jorn ersticktes: „Schweige, ich befehle es!“ — zugerufen, und als sie ihm erwidert, sie sei keine Skavin, hatte er sie am Arme gepackt und ihr mit Gewalt den Mund verschlossen. Er war außer sich in diesem Augenblick, er hätte sie vielleicht geschlagen, wenn Snarre nicht gekommen wäre. Aber er hatte es nicht gewagt: das Kennerste, was ihr ein Recht zur Trennung gegeben hätte, war nicht geschehen, und die Befehle waren streng in diesem Punkt. Das Recht war auf seiner Seite, und wenn er nicht wollte — — — Ah! Dieser Snarre, er hatte nicht übel Lust, ihm eine Kugel durch den Kopf zu jagen. Aber Geduld, keine Ueberleistung, er würde seine Rache schon nehmen. So saß Graf Uklar, während er eine Flasche Bordeaux trank und einige Cigaretten rasch in Dampf verwandelte.

Schließlich legte er sich schlafen. Sein letzter Gedanke war, es sei in der That nichts unverständiger, als sich vor der Zeit aufzuregen. Er wollte die Dinge an sich herankommen lassen und seine Bedingungen stellen, und wenn die Familie Ericius diese erfüllte und darüber zu Grunde ging, was scheerte ihn das? Sie hatte es so gewollt. Es gab nur einen berechtigten Standpunkt in der Welt, den des Egoismus. Alles übrige war Thorheit!

(Fortsetzung folgt.)

### Vollmondfest im Fetischgrund.

(Zu dem Bilde S. 520 u. 521.)

Nicht weit vom deutschen westafrikanischen Schutzgebiet Togo liegt Schantti, jenes Regereich, in welchem trotz der vielfachen Berührungen mit europäischen Händlern und christlichen Missionaren der Fetischglaube in voller Blüthe steht. Als wir vor kurzem die Bismarckburg im Abelland schilderten, konnten wir schon darauf hinweisen, daß auch in Togo Fetischpriester und -priesterinnen das große Wort führen, daß auch dort berühmte heilige Orte wie z. B. Vereu vorhanden sind, und daß man überall geheiligte Stätten, Fetischhaine etc. findet. Der Maler Franz Leischner führt uns in seinem Bilde, das wir heute den Vereu der „Gartenlaube“ bieten, an einen solchen geheiligten Ort, an den Fetischgrund am Siöfluße in der Landschaft Gane.

Was uns zunächst beim Anblick dieses Bildes fesselt, das ist die Natur, die eigenartige Landschaft, der üppige tropische Wald, gegen den das Häuflein Menschen am Flußufer völlig verschwindet. Nicht jeder von unsern Lesern wird diese Landschaft sich zu deuten verstehen, und darum möchten wir gleich einige erklärende Worte über Zeit und Ort vorausschicken:

Wir haben hier einen winterlichen Wald, eine afrikanische Winterlandschaft vor Augen. Die regentöse Trockenzeit herrscht gerade; auf den Ebenen und an den Berghängen, wo sich die Savannen (Grasheiden) ausdehnen, ist alles verdorrt unter den sengenden Strahlen der Sonne, die Pflanzenwelt schläft, bis sie der Regen wieder zu neuem Leben erweckt. An den Flußläufen aber, die zwar bedeutend zusammengeschrumpft sind, doch immerhin, von unterirdischen Quellen gespeist, spärlich zum Meere rinnen, ist der Boden feucht genug, um Bäumen und Sträuchern auch in der Trockenzeit die belebende Feuchtigkeit zuzuführen. Nur einige wenige Bäume haben ihr Laub abgeworfen und stehen mit kahlen Ästen da, weil auch sie in ihrem Lebenslauf einer Ruhepause bedürfen; die meisten aber grünen immerfort und gedeihen in der ewigen Wärme und der ewigen Feuchtigkeit üppig und schnell wie in einem Treibhause. Diese günstigen Wachstumsbedingungen saubern an den Flußläufen Streifen Urwaldes hervor, welche wie Galerien sich über die Wasserläufe wölben. Mitten in einem solchen Walde ist unser Fetischgrund gelegen.

Man genießt hier noch einen verhältnismäßig freien Ueberblick, denn der Grund ist eine Lichtung, auf welcher vor Jahren eine Regersiedlung stand. Das Dorf wurde verlassen, die leichten Hütten wurden von den Insekten und Würmern zerstört; sie vermoderten bald und der Wald nahm wieder die ihm entziffene Bodenstrecke für sich in Anspruch. Ranges Unterholz sprießt überall empor, und bald wird auch dieser Grund ebenso ungangbar sein wie die benachbarte Wildnis.

Den Anfang derselben erblicken wir rechts auf unserm Bilde. Der um diese Zeit kaum  $\frac{1}{2}$  Fuß tiefe Siö kommt trägt aus einem dunklen Tunnel gestossen. Dringen wir weiter in diesen Spalt hinein, so finden wir, daß der Fluß wohl eine Viertelmeile lang in einem wirklichen Tunnel sich den Weg bahnt. Hohe Ufer und mächtige Baumstämme bilden seine Wände und die feste Decke ist im Laufe der Zeiten aus den Trümmern des Waldes entstanden; Baumriesen fielen altersmorsch quer über den Fluß, dazwischen legten sich Äste und Zweige, und so bildete sich eine Brücke, welche durch das Lianengewirr verstärkt wurde; darauf fielen weisse Blätter und verweseten und vermoderten jahraus jahrein, bis der Fluß vom Walde überwölbt wurde und so zu sagen unterirdisch zu Thale rann.

Der Siö kommt von den Agomebergen, und nachdem er die Küstenebenen durchflossen hat, verliert er sich in den Küstenhümpfen von Bagida; während der Regenzeit schwillt er mächtig an und überflutet die benachbarten Niederungen. Jetzt ist sein Ueberschwennungsbeet trocken und auf dem weichen Flußlaube am Fuße eines Seidenwollbaumes hat sich am frisch angezündeten Feuer eine Regerschar niedergelassen.

Die Sonne ist bereits untergegangen und der Schein der in diesen Breiten nur wenige Minuten dauernden Dämmerung erleuchtet noch

magisch die Wipfel der Bäume, während im Waldgrunde bereits die Nacht anbricht. Ueber dem Walde aber steigt der blaße Vollmond empor, und ihm gilt der festliche Tanz, zu dem sich die Regerschar.

Der schwarze Sohn Afrikas ist ein Heide, dem die Natur von Geistern belebt erscheint. Die Leute des Ewe Stammes, um die es sich hier handelt, glauben zwar an ein höchstes Wesen, welches „Mawu“ heißt; dieser Hauptgott ist wie der Hau Kompune der nahe Schantti der Schöpfer der Welt. Aber er steht so hoch über den Menschen, daß diese gar nicht wagen, zu ihm zu beten, ihn anzurufen; denn sie sagen sich, Mawu sei viel zu heilig und habe viel wichtigere Dinge zu thun, als daß er sich um so winzige Wesen wie die Menschen kümmern könnte. Auch ist er so lebenswürdig, nicht einmal Opfer von ihnen anzunehmen, da er ja doch viel reicher ist als alle Menschen zusammen. Es giebt aber außer Mawu noch eine ganze Anzahl untergeordneter Götter, Fetische, welche „Ero“ heißen und gern die Vermittlerrolle zwischen Mawu und den Menschen spielen. Leider sind nicht alle diese Ero, welche in besonderen Klüften, Wäldern oder Bergen wohnen, gut; neben Engeln giebt es in der Glaubenslehre der Regers auch böse Dämonen, die habgieriger Natur sind und viele Opfer verlangen. In dem Kampfe mit diesen bösen Geistern, in der Furcht vor Raubereien und Heren bringt der Regers sein Leben dahin, ja diese Teufel stellen auch der Seele des Gestorbenen nach, wenn sie nach dem Verlassen des Körpers die weite Reise zu Gott unternimmt. Darum wird auch nach dem Tode vornehmer Leute in den Regersdörfern mehrere Tage lang ein fürchterlicher Lärm gemacht, um die Teufel zu vertreiben. Der Mond spielt in diesen Vorstellungen auch eine hervorragende Rolle, und die Veranstaltungen, durch welche die bösen Geister aus der Nähe der menschlichen Wohnungen fortgeschreckt werden, sollen gerade an Voll- und Neumondtagen am wirkungsvollsten sein. An diesen Tagen halten darum die Priester feierliche Umzüge in den Dörfern, wobei die Einwohner sie durch einen wahren Höllelärm unterstützen. Nun sind die Bösen vertrieben, die Luft ist rein und die Verdickung kann sich der ungetrübten Freude hingeben.

Singen, Tanzen und Trinken, das sind überall die Hauptvergägen, die auf den Festprogrammen aller Völker stehen, und um dieses Programm auszuführen, zieht die Regerschar, sei es auf einen freien Platz vor dem Dorfe, sei es an einen Ort, der einem guten Fetisch geweiht ist. An besuchenden Getränken fehlt es nicht im dunklen Welttheil; im Westen liefert die Delpalme den Palmwein, und die Luft zum Tanzen ist dem Afrikaner angeboren. Er ist darin unermüdblich, und selbst Karawanenträger tanzen oft die Nacht durch und begnügen sich mit zwei Stunden Schlaf.

Die Lieder, die bei solchen Festen vorgetragen werden, sind mehr als profanisch, und viele Barden begnügen sich mit geistreichen Augenblicksdichtungen, wie „Der Mond scheint hell“ oder „Das Schaf ist groß“. Und die Musik, bei der die Trommel als das Hauptinstrument gilt — um, sie ist eben afrikanisch.

Aber wirkungsvoll können die Regertänze werden, und die Scene, die sich, wenn die Geister reger werden, in unserem Fetischgrunde abspielen wird, können wir uns denken!

Düster ragt die schwarze Waldmauer, während der Mond die Wipfel der Bäume mit silbernem Licht überzieht, Myriaden von Glühwürmern durchziehen die Luft; stiller Friede herrscht in der Natur, im Fetischgrunde aber erreicht die Tanzlust den Höhepunkt; die Männer bilden einen äußeren, die Frauen einen inneren Ring, Fackeln werden geschwungen, die Paufe dröhnt und ein rasender Kundanz beginnt, ein wahrer Heren-sabbat, erleuchtet vom rothen Schein des Feuers und von dem weithin stehenden Funkenhauer der Fackeln. So geht es fort, bis die Natur ihr Recht verlangt und die Tänzer müde heimwärts ziehen. Das Vollmondfest ist zu Ende; verlassen ist wieder der Fetischgrund, in dem jetzt die Nachtgeister schweben.

## Zur 75jährigen Jubelfeier der deutschen Burschenschaft.

Nachdruck verboten.  
Alle Rechte vorbehalten.

Von Georg Winter.

Das fröhliche und doch zugleich ernste Fest, welches in diesen ersten Augusttagen die alten und jungen Burschenschaftler aller deutschen Universitäten in dem anmuthigen Musensitz an der Saale, dem poesieumwobenen Jena, begehen, ist nicht nur für das deutsche Universitätsleben von Bedeutung, es ist zugleich ein nationales Erinnerungsfest für das ganze deutsche Volk. Das geistige Leben an den deutschen Hochschulen ist zu allen Zeiten in gewissem Sinne ein Spiegelbild des deutschen Volkslebens gewesen; alle großen geistigen Bewegungen, von Hutten und Luthers Tagen bis auf unsere Zeit, sind entweder unmittelbar von den deutschen Hochschulen ausgegangen oder haben doch in ihnen einen lebhaften Widerhall, gleichsam den geistigen Brennpunkt gefunden. Niemals aber ist das in höherem Maße der Fall gewesen, als in jener großen Entwicklungs- und Erziehungsperiode, deren das deutsche Volk bedurfte, ehe es sich zur nationalen Einigung hindurchrang, in den Jahrzehnten nach den Freiheitskriegen, da der von den Regierungen mit Hohn zurückgewiesene und mit allen Mitteln der Gewalt niedergehaltene nationale Einheitsgedanke trotz aller Bedrückungen in den Besten des Volkes fortlebte und erstarkte und so die feste ideale Grundlage wurde, auf welcher der größte Staatsmann unseres Jahrhunderts den hehren Bau der deutschen Reichseinheit errichten konnte, indem er den im Volke lebenden idealen Kräften den festen Rückhalt der staatl. polit. Macht hinzugesellte. Daß an dieser Vorbereitungsarbeit, an dieser Erweckung und Erhaltung des nationalen Gedankens der vor nunmehr 75 Jahren auf der Hochschule zu Jena gegründeten deutschen Burschenschaft ein hervorragender Antheil gebührt, daß in ihr das von den bestehenden Gewalten mit rücksichtsloser Strenge verfolgte nationale Einheitsstreben die hauptsächlichste Zuspruchsstätte fand, wird heute von keinem gerecht urtheilenden Geschichtsschreiber mehr geleugnet. Nur über Maß und Bedeutung dieses Verdienstes der in den Burschenschaften zusammengefaßten studierenden Jugend Deutschlands kann jetzt noch Meinungsverschiedenheit obwalten. Während mancher eifrig schwärmerische Verehrer der burschenschaftlichen Bestrebungen geneigt ist, das bereit in inmitten der Aufregung des Kampfes um den nationalen Gedanken gesprochene kühne Wort: „Die Geschichte der deutschen Burschenschaft ist die Geschichte des deutschen Volkes“ vollkommen wörtlich zu nehmen, fehlt es auf der andern Seite auch heute noch nicht an solchen, welche in der leidenschaftlichen Theilnahme der studierenden Jugend an der Frage über Sein oder Nichtsein der deutschen Einheit nur ein Ueberfahren der den akademischen Kreisen gezogenen Grenzen erblicken, welche nur das Ueber-schwängliche der in ihrem Grundtriebe edlen und idealen Bewegung wahrnehmen wollen und daher mehr oder minder geneigt sind, in der alten Burschenschaft einen Bund von radikal politischen Verschwörern zu sehen.

Ohne alle Frage aber muß es doch jetzt, da wir auf die Gründung der deutschen Burschenschaft als auf ein längst vergangenes Ereigniß zurückblicken, da wir die Einheitsentwicklung von ihrem verwirklichten Zielpunkte bis zu ihrem Ausgange übersehen können, möglich sein, zu einer gerechten geschichtlichen Auffassung über die Bedeutung der Burschenschaft für die Entwicklungsgeschichte des deutschen Nationalbewußtseins zu kommen. Zu diesem Zwecke müssen wir den Leser bitten, sich mit uns die Haupterscheinungen dieser Geschichte des nationalen Gedankens zu vergegenwärtigen.

Kein anderes der neuzeitlichen Kulturvölker hat einer so langen und kämpferischen Erziehung bedurft, um zur staatl. Einheit zu gelangen, als das deutsche. Wohl hatte die Zerissenheit und Ohnmacht des einst in der alten Kaiserzeit so mächtigen Vaterlandes schon lange vor dem Beginne unseres Jahrhunderts

einzelne erleuchtete Geister mit Scham und Entrüstung erfüllt. Schon im 17. Jahrhundert hatte Samuel von Pufendorf in patriotischem Schmerze die deutsche Reichsverfassung für ein eines großen Volkes unwürdiges „Monstrum“ erklärt. Aber das Streben nach einer Besserung dieses Zustandes war doch eben nur in wenigen vorhanden; die Masse des Volkes hatte sich durch jahrhundertelange Gewöhnung in die Ohnmacht und Zerstückelung des Gesamt Vaterlandes hineingefunden. Es fehlte ihr vor allem an einem gemeinsamen geistigen Besitzthum, nachdem die große Erregung Martin Luthers in kleinlichen theologischen Fäulereien verzerrt worden war. Erst im 18. Jahrhundert erwuchs dem zertrümmerten und von allen anderen Nationen als Spielball der Politik demüthigten Volke in der reichen Blüthe der Litteratur jenes gemeinsame Besitzthum, das ihm gemangelt hatte. Zu gleicher Zeit aber bildete sich in dem von einem genialen Herrscher geleiteten preussischen Staate der Grundstock einer staatl. Macht, an die sich eine nationale Entwicklung hätte anlehnen können.

Die beiden Grundelemente einer solchen, ein großer, gemeinsamer geistiger Besitz und die Machtmittel eines kräftig sich regenden Staatswesens, waren vorhanden, aber sie fanden noch nicht die gemeinsamen Berührungspunkte, die ein Zusammenwirken hätten ermöglichen können. Wohl regte sich auf beiden Seiten eine Ahnung von der inneren Zusammengehörigkeit, von dem nationalen Kern, welcher beiden gemeinsam sei. Der junge Goethe äußerte, durch die großen Heldenthaten Friedrichs sei der deutschen Litteratur erst ein nationaler Lebensinhalt gegeben worden, und lebhaft schildert er in seinen Lebenserinnerungen die Begeistigung, welche in weiten Kreisen seiner Vaterstadt für den großen Preußenkönig herrschte. „Wir waren Frigisch gefügt; denn was ging uns Preußen an?“ Zu diesen Worten liegt doch ohne Frage eine Ahnung der Erkenntniß, daß

das Wirken und Schaffen Friedrichs des Großen nicht bloß Preußen, sondern der ganzen Nation zu gute komme. Auch Friedrich selbst hat von seinem nationalen Beruf, wie von der Bedeutung eines gemeinsamen literarischen Besitzes für die politische Entwicklung des deutschen Volkes ein klares Bewußtsein gehabt. Wohl hat er, der die bestimmenden Einflüsse seines Lebens vor dem Morgenroth der neuen Litteratur in sich aufgenommen hatte und infolgedessen naturgemäß ein Verehrer der Litteratur des westlichen Nachbarvolkes geworden war, dem neuerwachenden geistigen Leben seine Beachtung und Theilnahme gewidmet, aber in seiner Schrift „Ueber die deutsche Litteratur“ vergleicht er sich selbst mit Moses, der nur von fern das gelobte Land habe schauen dürfen, und spricht die Zuversicht aus, daß nach ihm eine Zeit kommen werde, in der es auch dem deutschen Volke vergönnt sein werde, Großes und Edles auf literarischem Gebiete zu leisten. Daß diese Zeit, als er dies niederschrieb, bereits längst angebrochen war, hat er nicht geahnt. Zum ersten Male erscheint uns hier jener tragische Zug in unserer nationalen Entwicklung, daß die beiden großen Grundformen derselben, die nationale geistige Bewegung und die in der Bildung begriffene politische Macht, unverstanden nebeneinander hergehen.

Den großen, wenn auch sehr unfreiwilligen Dienst, eine erste Annäherung dieser beiden Wurzeln der deutschen Einheit zu ermöglichen, hat Napoleon I. dem deutschen Volke geleistet. Der freudlose Plan einer auf der Vernichtung bez. Unterdrückung der einzelnen Nationalitäten aufgerichteten Welt Herrschaft rief einen nationalen Gegenschlag hervor, welchem der gewaltige Beräcker der geistig sittlichen Kräfte des Volkslebens erlegen ist. Die furchtbare Schmach der Fremdherrschaft verlich der bisher rein literarisch-geistigen Bewegung die Fähigkeit, sich in eine sittlich-politische zu verwandeln. Aus dem gemeinsamen literarischen Besitz wurde ein stark ausgeprägtes, klar erkennbares Nationalbewußtsein,



Scheidler als Student.

Nach einem der „Arminia“ gehörigen Bilde.

welches jetzt zum ersten Male die Massen des Volkes ergriß. In einem leidenschaftlichen Kampfe voll innerer Kraft und Wahrhaftigkeit wurden die schmählichen Fesseln der Fremdherrschaft gebrochen. In diesem heiligen Kampfe erwachte das Bewußtsein der nationalen und politischen Zusammengehörigkeit ganz Deutschlands zu einer Kraft und Stärke, die sich nie mehr völlig unterdrücken ließ.

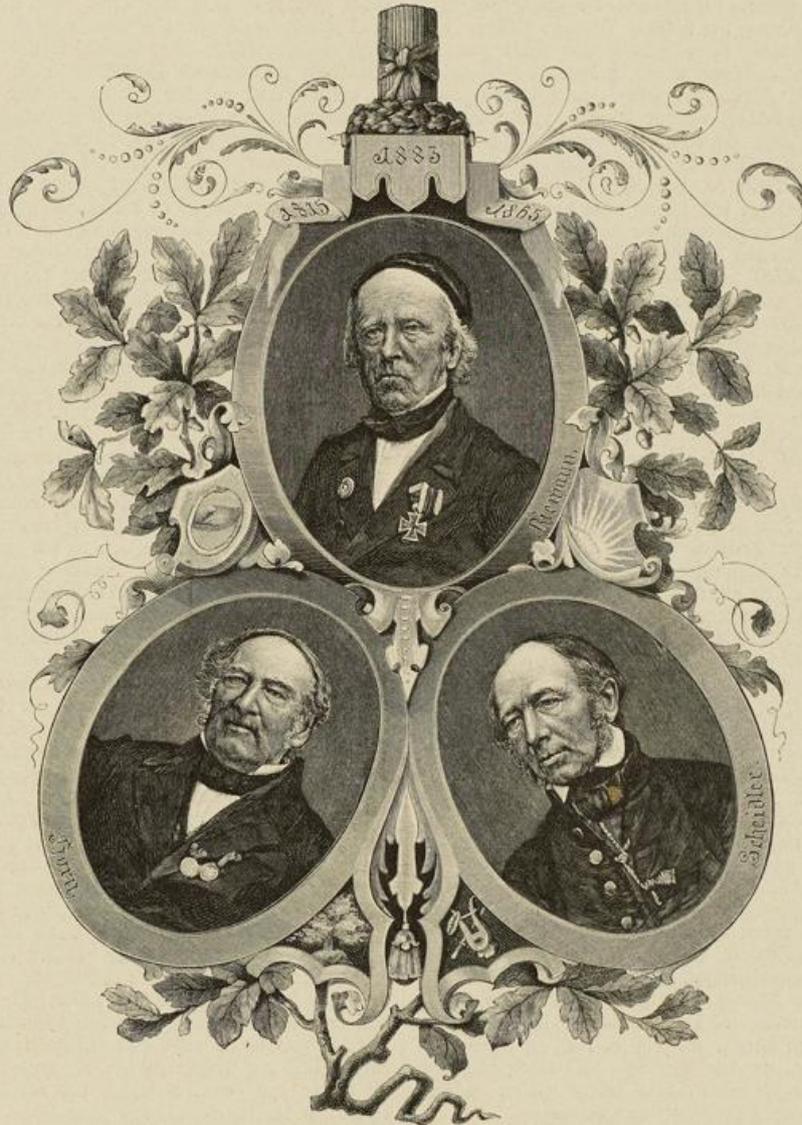
Die Kämpfer aber, die zum heiligen Streite hinausjagten, meinten in demselben nicht bloß die Unabhängigkeit des engeren Vaterlandes von fremder Willkürherrschaft zu eringen, sondern auch die innere Selbstständigkeit und staatliche Einheit des Gesamtvaterlandes. Indem sie ihr Alles, Gut und Blut, einsetzten für die gemeinsame Sache, glaubten sie, gestützt auf die Versprechungen der Fürsten, denen sie ihre Selbstständigkeit wiedererlangen halfen, sich ein Anrecht darauf erworben zu haben, an den staatlichen Angelegenheiten des geeinten Vaterlandes selbstthätigen Antheil zu nehmen. Hatte doch der große Kampf selbst gezeigt, was eine lebendige Theilnahme aller an den Geschicken des Vaterlandes vermöge. Niemals vielleicht im Verlaufe der ganzen Weltgeschichte war die Macht sittlicher Ideen in so greifbarer Gestalt zu Tage getreten, als in diesem heiligen Kriege. Mußten die, die ihn geführt hatten, nicht glauben, daß auch die Fürsten aus den Erfahrungen der Vergangenheit eine Lehre ziehen und einsehen würden, daß ein wahrhaft nationaler Staat in gewaltigen äußeren Gefahren nur bestehen könne, wenn er getragen sei von der lebendigen Theilnahme der Gesamtheit?

Mit froher Zuversicht kehrten die Kämpfer in die Heimath zurück, hoffnungsvoll und gespannt harrten sie der Lösung der großen, die Zukunft des deutschen Volkes entscheidenden Frage, welche soeben auf dem Wiener Kongresse verhandelt wurde. Und welches war die Antwort auf jene Frage? Nur zu schnell ward es vergessen, daß die großen kriegerischen Erfolge der ungestümen Begeisterung verdankt wurden, mit der sich das ganze Volk wie Ein Mann erhoben hatte. In den Kreisen der hohen Diplomatie, in der Fürst Metternich die alles beherrschende Stellung einnahm, gewöhnte man sich sehr bald an eine spöttische Verkleinerung jener

Volksbegeisterung. Nicht sie, die vielmehr nur geschadet habe, sondern der Gehorsam des Heeres gegen die angeflamten Fürsten habe den großen Erfolg gezeitigt. Sehr bald erklang das Metternichsche Wort von der „verruchten Idee einer deutschen Einheit“. Mit Recht ging ein Sturm der Entrüstung durch das ganze Volk, als das Ergebniß der Wiener Verhandlungen bekannt wurde. Hoch und niedrig, die Besten des Volkes, waren einig in dieser Empörung. Der alte Blücher suchte und wetteuerte auf die „verfluchten Diplomaten“, die alles wieder verdorben hätten, was das gute deutsche Schwert geschaffen habe. Die Entrüstung der treuen Patrioten war nur zu berechtigt. „Man muß es gestehen,“ so urtheilt Heinrich von Sybel in seinem großen Geschichtswerke über die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I., „niemals ist einem großen, mit frischem Siegeslorbeer gekrönten Volke eine kümmerlichere Unverfassung auferlegt worden, als es damals dem deutschen Volke durch die Bundesakte geschah. Die mächtigen Gedanken, welche Preussens Wiedergeburt und damit Deutschlands Befreiung vorbereitet hatten, waren hier in ihrer Gerechtigkeit verwandelt.“ Der nationale Einheitsgedanke, der soeben erst im Kampfe mit der Fremdherrschaft mit ursprünglicher Gewalt erwacht war, wurde von den deutschen, zunächst nur für ihre Gebiete und Rechte besorgten Fürsten zurückgewiesen, ja, wo er sich zeigte, verdächtigt und verfolgt. Aufgabe des deutschen Volkes mußte es sein, ihn zu bewahren und trotz aller Verfol-

gungen und Bedrückungen in faßbarer und durchführbarer Form den Nachkommen zu überliefern.

Diese schwierige und große Aufgabe, ohne deren Lösung die dereinstige Verwirklichung der nationalen Einheit selbst mit den größten Machtmitteln niemals gelungen wäre, ist es, der sich die deutsche Burschenschaft von Anbeginn an mit vollem Eifer und voller Begeisterung gewidmet, an deren Lösung sie unter den schwierigsten Verhältnissen, unter der drohendsten Gefährdung des persönlichen Daseins jedes einzelnen, in hervorragender Weise mitgewirkt hat. Durch die Begründung der deutschen Burschenschaft wurde dem nationalen Gedanken in den Kreisen eine Stätte bereitet, die dereinst berufen sein sollten, als Lehrer, Geistliche,



Die Gründer der Burschenschaft „Arminia auf dem Burgkeller“.

Nach einem der „Arminia“ gehörigen Bilde von C. Bräunlich.

Arzte und Richter des Volkes thätigen Antheil an seinen Geschicken zu nehmen. Bergegenwärtigen wir uns, wie diese Gründung sich vollzog, wie die Burschenschaft der Aufgabe, die sie sich bei ihrer Begründung stellte, gerecht wurde.

Die studierende Jugend Deutschlands hatte, so sehr auch sie gleich dem deutschen Volke vorher in kleinstaatlicher Sonderthümerei begriffen war, doch sogleich beim Beginn des großen Befreiungskampfes mit heiligem Eifer zu der nationalen Sache gestanden. Alle Spaltungen und Parteinungen waren vergessen; nicht bloß an den Hochschulen des preussischen Staates, in welchem die Wogen der Begeisterung am höchsten schlugen, sondern auch an denen der Kleinstaaten, deren Fürsten zum Theil noch mit dem kossischen Eroberer verbündet waren, strömten die Studenten in hellen Scharen den Fahnen zu, welche zur Vertreibung und Befreiung der Fremdherrschaft entrollt wurden. In Jena trat mehr als die Hälfte aller Studierenden dem Lützowischen Freicorps und anderen mit größter Schnelligkeit sich bildenden Freiwilligenschaaren bei. Mitten im Feldlager hielten sie an ihren akademischen Gebräuchen fest und sangen wohl am Vorabend der Schlacht mit andächtiger Begeisterung die weihollen Klänge des Landesvaters. Hier lernten sie in erster Stunde die Unterordnung der Persönlichkeit mit allen ihren Interessen und Bestrebungen unter eine große, gemeinsame Sache. In wenigen Wochen wurden sie aus schwärmenden Jünglingen zu gereiften Männern. Mit Auszeichnung suchten sie in den Reihen der Volksgenossen, mit denen sie hier in engste Berührung kamen. War mancher von ihnen kam mit dem Eisernen Kreuz geschmückt aus dem Felde heim. Alle aber waren sie erfüllt von dem frohen und stolzen Bewußtsein, eine große Zeit mit durchlebt, an ihrem Theile mitgewirkt zu haben an einer großen und heiligen Aufgabe.

Von solchen Gesinnungen durchdrungen, kehrten sie in die Universitäten, in die Hörsäle zurück. Hier aber fanden sie sich plötzlich von dem alten Treiben, das sie in den großen vergangenen Stunden für überwunden gehalten hatten, umgeben, hier fanden sie wieder jene alten Landsmannschaften, welche, auf dem Grundsatz der engeren Landesangehörigkeit der Mitglieder beruhend, so recht ein Abbild der Zerklüftung und Zerspaltung des Volkes waren. Noch herrschten die alten, rohen Sitten, der Pennalismus und die Nennomisterei, das traurige Erbtheil vergangener Jahrhunderte, in denen unter dem politischen Glend der Nation auch in der studierenden Jugend ein freier Gemeinmuth sich nicht hatte entwickeln können. Jetzt aber war in dem großen einheitlichen Gefüge des Heeres, welches den Fremdherrscher zu Boden geworfen hatte, jener Geist der Spaltung überwunden, das Gefühl der Zusammengehörigkeit im Volke mächtig gewordener. Mußte das nicht auch auf das akademische Leben zurückwirken? Durfte in jener großen Zeit der alte Geist der Zersplittertheit bestehen bleiben, wie er in den bisherigen geselligen Vereinigungen der Hochschulen seinen Ausdruck gefunden hatte?

Diese Eindrücke waren es, welche auf die aus dem Felde Zurückkehrenden mit zwingender Gewalt einwirkten. Sie wurden durch die politischen Enttäuschungen, die man erntete, verstärkt. Der Gegensatz zwischen den Idealen, für welche man gekämpft hatte, und der Wirklichkeit, welche man im staatlichen wie im akademischen Leben vorfand, war zu schroff, als daß er nicht zu einem Versuch der Ausgleichung, zu dem Bestreben, die Wirklichkeit dem Ideale entsprechend umzuwandeln, hätte führen müssen. Diesem Bestreben verdankte die Burschenschaft ihre Entstehung.

Die Mehrzahl der aus dem Felde zurückkehrenden Studierenden verschmähte es, in die alten landsmannschaftlichen Verbindungen, denen sie zum Theil vor ihrem Auszuge in den Krieg angehört hatten, wieder einzutreten: sie wollten den Sinn für ein gemeinsames Vaterland, das Streben, diesem mit allen Kräften zu dienen,

wie sie es im Felde bewährt hatten, in ihr akademisches Leben mit hinübernehmen. Zu diesem Zwecke wurden zunächst die von Jahn mit Recht so warm empfohlenen körperlichen Uebungen auch auf der Hochschule beibehalten: es bildete sich noch im Winter 1814/15 eine „Wehrschaft“, eine Art akademischen Landsturmes, der die im Felde erlangten körperlichen Fertigkeiten zu bewahren und nicht allein durch Turnen, sondern auch durch Exercieren, Schießen, Anlegen von Schanzen und förmliche kleine Gefechtsübungen zu pflegen bestimmt war. Der Wunsch der eifrigsten dieser Jünglinge ging aber dahin, für diese Bestrebungen eine feste Ordnung zu finden, die, wenn möglich, die ganze Studentenschaft umfassen sollte. Eine kleine Zahl von ihnen, sämmtlich aus dem Felde zurückgekehrte Freiwillige, meist Lützower Jäger, trat zu diesem Zwecke mit den Leitern der vier in Jena bestehenden Landsmannschaften, von denen drei mehr oder weniger zu den neuen Bestrebungen hinneigten, in Verbindung, sie entwarfen einen Satzungsentwurf für die neue Vereinigung, die den Namen „Burschenschaft“ führen sollte, und erließen endlich am 10. Juni 1815 einen öffentlichen Aufruf an alle ehrenwerthen Jenerer Studenten, sich am 12. Juni vormittags 9 Uhr auf dem Markte zu Jena zu versammeln. Von den 11 Unterzeichnern dieses Aufrufs, die man als die eigentlichen Begründer der Burschenschaft ansehen kann, nennen wir den stud. Karl Horn aus Neustrelitz, der noch im Jahre 1858 dem 300jährigen Jubiläum der Universität Jena als ehrfamer Pastor bewohnte und dort eine begeisterte und begeisternde Rede über das, was die Burschenschaft von 1815 Hohes und Heiliges erstrebte, gehalten hat, ferner Heinrich Riemann und den späteren Professor Scheidler aus Gotha, von denen freilich heute keiner mehr unter den Lebenden weilt. Am 12. Juni fand dann, wie angekündigt, die große Studentenversammlung statt, welche, von 113 Theilnehmern besucht, den Grund zu der Jenerer Burschenschaft legte. Die Landsmannschaften Bandalta, Thuringia und Franconia, die den Beschluß gefaßt hatten, sich aufzulösen, erschienen zum letzten Male mit hochgehaltenen Fahnen, die sich dann später zum Zeichen der Auflösung senkten. In feierlichem Zuge bewegten sich die Versammelten vom Marktplatz durch die Saalgasse, das Saalthor und über die Brücke zum Gasthause „Zur Tanne“. Hier wurde zum ersten Male das Arndtsche Bundeslied „Sind wir vereint zur guten Stunde“, zu dem stud. theol. Haniß die schöne, seitdem immer und immer wieder gelungene Melodie komponirt hatte, angestimmt und dann nach einer begeisterten Ansprache Horns die Gründung der Jenerer Burschenschaft vollzogen, die entworfenen Verfassung vorgelesen und angenommen. Als Sinnbild der Vereinigung wurden die Farben Schwarz-Roth-Gold gewählt. Sie sollten hinfort das Banner werden, um das sich alle Anhänger des nationalen Gedankens Jahrzehnte hindurch geschart haben. Alle Theilnehmer waren von dem erhebenden Bewußtsein, eine patriotische und folgenreiche Handlung vollbracht zu haben, durchdrungen. Zum ersten Male erklang dann das ergreifende deutsche Einheitslied „Was ist des Deutschen Vaterland“, zu dessen Arndtschem Texte der stud. theol. Cotta aus Nuhla die Melodie komponirt hatte. Den Schluß bildete ein erster allgemeiner burschenschaftlicher Kommers mit feierlichem Landesvater.

Seit den Augusttagen von 1883 steht, von Professor Donndorf in Stuttgart gefertigt, auf dem Giebelplatze zu Jena das Denkmal, welches diesem erhebenden Abschnitt deutscher Geschichte gewidmet ist. Auf hohem Sockel, an welchem die Widmung und die Bilder von Horn, Riemann und Scheidler angebracht sind, erhebt sich überlebensgroß, aus carrarischem Marmor, die Gestalt eines Burschen in der Tracht der Gründungstage. Er schwingt mit der rechten Hand die Fahne der Burschenschaft und mit der linken drückt er begeisterungsvoll das Burschenschwert an das Herz, und aus seinen Zügen, seinen Blicken spricht das heiligste vaterländische Gelübde. (Schluß folgt.)

## Madonna im Rosenhag.

Roman von Reinhold Ortman.

(Fortsetzung.)

Mit Jagen setzte Gilly eine Viertelstunde später die Pfortnerglocke des vornehm dreinschauenden Hauses in Bewegung, dessen erstes Stockwerk Wolfgang Brendendorf bewohnte. Die bequeme Treppe konnte unmöglich die Schuld an dem unge-

stümmen Herzklopfen tragen, welches die junge Dame beim Emporstiegen befiel, und als sie schon an der Schwelle der Eingangstür stand, war es deutlich auf ihrem hübschen Gesicht zu lesen, wie hart sie gegen die Versuchung, noch jetzt umzukehren, kämpfen

Nachdruck verboten.  
Alle Rechte vorbehalten.

mußte. Aber sie wußte ihre Besonnenheit tapfer zu überwinden, und mit ziemlich fester Stimme äußerte sie dem Diener, welcher ihr die Thür des großen Wartezimmers geöffnet hatte, ihren Wunsch, sogleich bei seinem Herrn gemeldet zu werden.

„Herr Brendendorf ist leider augenblicklich beschäftigt,“ gab der Mann höflich zur Antwort, „und ich bin streng angewiesen, mich bei der Anmeldung der Herrschaften genau an die Reihenfolge ihres Erscheinens zu halten. Wollen Sie die Güte haben, einstweilen Platz zu nehmen?“

Das klang nicht sehr ermutigend, und der Gedanke, daß sie hier vielleicht Viertelstunden lang im Wartezimmer sich langweilen sollte, hatte für die verwöhnte Gilly etwas geradezu Empörendes. Sie sah sich um und gewahrte in einer Ecke des Gemaches einen bescheiden aussehenden älteren Mann, der seiner ganzen Erscheinung nach wohl für einen Werkführer aus einer Fabrik oder für einen kleinen Handwerksmeister zu halten war. Vielleicht würde Wolfgang gar daran denken, auch diesen noch vor ihr abzufertigen! Aber es war unmöglich, daß sie das geschehen ließ!

Sie entnahm ihrem zierlichen Täschchen eine Karte und reichte sie dem Diener.

„Sagen Sie Herrn Brendendorf, daß ich ihn nicht als Patientin, sondern in einer wichtigen und unaufschiebbaren Privatangelegenheit zu sprechen wünsche. Er wird dann gewiß eine Möglichkeit finden, mich sofort zu empfangen.“

Der Mann entfernte sich mit einer artigen Verbeugung, und wenige Minuten später trat Wolfgang wirklich auf die Schwelle.

„Guten Tag, verehrte Cousine!“ sagte er in französischer Sprache, nachdem er sich mit raschem Blick überzeugt hatte, daß sie nicht allein waren. „Sie wünschen mich auf der Stelle zu sprechen? Ist etwas so Ungewöhnliches geschehen?“

Jetzt, wo sie ihm Auge in Auge gegenüberstand, fühlte sich Gilly doch sehr verlegen. Sie fand es im Grunde sehr unartig, daß ihm die einfache Thatsache ihrer Anwesenheit nicht Veranlassung genug war, sich ihr ohne weiteres zur Verfügung zu stellen, aber sie suchte vergebens nach einer Erwiderung, welche geeignet war, ihn dies fühlen zu lassen.

„Etwas Ungewöhnliches? — Nein!“ brachte sie nur in sichtlicher Verwirrung hervor. „Aber ich glaube dennoch — mein Besuch — der Zweck meines Kommens — es handelt sich natürlich nicht um mich, sondern um Marie — um Ihre Schwester, Wolfgang.“

„Um Marie? — Ist sie krank — oder droht ihr eine Gefahr?“

„Krank ist sie nicht, wie ich hoffe! Aber eine Gefahr droht ihr allerdings, eine große, schreckliche Gefahr! — Sie haben vielleicht keine Zeit, die Ankündigungen der Theater in den Tagesblättern zu lesen —“

Ein kleines gutmüthiges Lächeln zeigte sich auf seinem Gesicht.

„Ist es das? Und darum sind Sie zu mir gekommen, liebe Cousine? — Nun wohl, solche Selbstverleugnung macht Ihrem Herzen wahrhaftig alle Ehre, und ich danke Ihnen aufrichtig dafür. Aber die eiserne Ordnung meiner Sprechstunden darf ich darum nicht durchbrechen. Werden Sie großmüthig genug sein, eine Viertelstunde auf mich zu warten?“

Wehe demjenigen, der Gilly noch vor einer Stunde prophezeit hätte, daß sie auf eine so unerhörte Zumuthung eingehen würde! Und wirklich war ihre erste Regung auch jetzt ein Verlangen, ihm ohne ein Wort der Erwiderung, nur mit einem niederschmetternden Blick, den Rücken zu kehren. Doch als sie das Gesicht zu ihm erhob, wollte ihr der niederschmetternde Blick durchaus nicht gelingen. Und zu ihrem eigenen Verdruss klang es kaum ein wenig schmolend, als sie nach kurzem Zaudern sagte:

„Können Sie mir denn nicht wenigstens den Mann da drüben opfern? Er sieht gar nicht aus, als ob er Ihnen Schätze einbringen würde.“

Obwohl der, von dem sie sprach, die Laute der fremden Sprache sicherlich nicht verstand, neigte sich Wolfgang doch näher an Gillys Ohr, während er ihr flüsternd antwortete:

„Gerade deshalb darf ich mich keiner Rücksichtslosigkeit gegen ihn schuldig machen, denn er würde eine Vernachlässigung naturgemäß viel schmerzlicher empfinden als die anderen. Aber ich habe auch noch andere Gründe, liebe Cousine, denen Sie Ihre Bestimmung gewiß nicht versagen werden. Dieser arme Mann kommt, um mich wegen seines leidenden Kindes zu befragen, seine

Wohnung ist eine gute halbe Meile von der meinigen entfernt, und er muß die ganze Mittagspause, die ihm in der Fabrik gewährt wird, seinem Kinde zum Opfer bringen. Wollen Sie da noch immer, daß ich ihn ohne Noth Viertelstunden lang hier im Vorzimmer warten lasse?“

„Nein!“ sagte Gilly mit Bestimmtheit. „Kümmern Sie sich nicht weiter um mich und vergeben Sie mir, daß ich so kindisch ungeduldig war, Sie abrufen zu lassen.“

Wolfgang antwortete ihr nur mit einem freundlichen Blick und kehrte in sein Operationszimmer zurück, dem Arbeiter im Vorübergehen ein paar warm klingende Worte zurufend. Gilly hatte sich auf einen Stuhl ganz in der Nähe ihres schlichten Gesellschafters niedergelassen. Der Mann mit dem ehrlichen, vielschmerzigen Gesicht und den derben, schwieligen Händen war ihr plötzlich ein Gegenstand ganz besonderer Theilnahme geworden, und nachdem sie ihn eine kleine Weile schweigend betrachtet hatte, überwand sie ihre mädchenhafte Bescheidenheit sogar so weit, ein Gespräch mit ihm zu beginnen.

„Sie haben ein krankes Kind,“ fragte sie, „das sich in Herrn von — in Herrn Brendendorfs Behandlung befindet?“

Ohne besondere Ueberraschung blickte der Angeredete auf und ergriff mit Lebhaftigkeit die Gelegenheit, seinem Herzen Lust zu machen.

„Ja, so ist es!“ erklärte er, „und mein August läge längst auf dem Kirchhof, wenn der ihm nicht geholfen hätte.“

Zu einiger Verwunderung schüttelte Gilly den Kopf. Ihr Vetter war doch nur ein Zahnarzt, und sie hatte noch nie gehört, daß ein solcher durch seine Kunst Menschenleben gerettet hätte. Mit theilnehmender Freundlichkeit erkundigte sie sich nach dem Leiden des kleinen August, und nun vernahm sie in breiterer Ausführlichkeit, daß das Kind durch ein schweres Knochenleiden im Unterkiefer am Essen gehindert und dem Hungertode nahe gewesen sei, als Brendendorf es allen hoffnungslosen Prophezeiungen berühmter Aerzte zum Trost durch einen hinreichen Apparat seiner eigenen Erfindung gerettet habe.

„Ach, Fräulein, das ist ein Mann!“ sagte er, und die Thränen der Dankbarkeit schimmerten hell in seinen Augen.

„Fürsten und Prinzen müssen zu ihm kommen; bei uns armen Leuten aber, draußen in der Sandstraße, ist er wohl zwanzig Mal gewesen, und er hat es niemals eilig gehabt wie die anderen Aerzte, die am liebsten die Thürflinke gleich in der Hand behalten. Ach, und wenn er so dasaß und sich mit unserem August zu schaffen machte, immer liebevoll, immer geduldig, wie ungebärdig und starkköpfig sich der auch in seinen Schmerzen anstellen mochte, dann hat er uns oft im Stillen beschämt, mich und meine Alte, die wir als des Jungen leibliche Eltern viel weniger sanft und geduldig mit ihm gewesen waren. Und wie sein Gesicht glänzte, als August zum ersten Mal wieder was Festes essen konnte — ich sage Ihnen, Fräulein, die Hände hätten wir ihm küssen mögen! Ja, das ist ein Mann!“

Dem Töchterchen des Generals klopfte das Herz noch ungestümer als vorher auf der Stiege. Sie fühlte sich glücklich und beschämt, als hätten die Lobpreisungen dieses einfachen Mannes ihr selber gegolten. Ja, wenn ein Zahnarzt solche Wunder verrichten konnte, dann hatte sie am Ende doch eine unzutreffende Vorstellung von seinem Beruf gehabt, und es kam ihr mit einem Male gar nicht mehr lächerlich vor, zu denken, daß ein Brendendorf den Leuten falsche Gebisse machte.

Der Arbeiter wurde durch den Diener in das Sprechzimmer gerufen, und eine geraume Weile verging, ehe er dasselbe wieder verließ. Dann führte Wolfgang selbst seine junge Verwandte in das Gemach, das sie von ihrem ersten ungewollten Besuche her noch so gut kannte. Er wollte sich noch einmal entschuldigen, aber durch eine bittende Gebärde brachte sie ihn schon nach den ersten Worten zum Schweigen.

„Nichts mehr davon, Vetter Wolfgang, wenn Sie mich nicht aufs neue in Verlegenheit bringen wollen. Es wäre ja geradezu unverzeihlich gewesen, wenn Sie vorher meinem thörichten Verlangen nachgegeben hätten.“

Ritterlich artig, doch ohne jede unpassende Vertraulichkeit lud er sie zum Niederfragen ein, und der seine Takt, mit welchem er sich gegen sie benahm, machte ihr das Vorbringen ihres Anliegenes viel leichter, als sie selbst es vorher zu hoffen gewagt hatt:

Mit ernster Miene hörte er ihr zu, als sie ihm wiederholte, was vorhin schon Lotbar aus ihrem Munde vernommen hatte. Sie wollte Marie sprechen um jeden Preis, sowohl um sich das Herz der Freundin zurückzugewinnen, als auch, um sie noch in der letzten Stunde ihrem Vorhaben eines öffentlichen Auftretens abwendig zu machen.

„Und warum sollte sie nicht öffentlich auftreten?“ fragte Wolfgang, da Gilly geendet hatte. „Nur durch eine solche Feuerprobe kann sie darüber belehrt werden, ob sie wirklich Talent zur Schauspielerin besitzt oder nicht.“

„Sie würden also am Ende gar nichts Außerordentliches darin finden, wenn Marie eine berufsmäßige Schauspielerin würde?“

„Ganz und gar nicht — sofern sie nur die genügende Begabung dazu besitzt. Ja, ich muß bekennen, daß ihr Entschluß mich mit der lebhaftesten Freude erfüllt hat.“

„Mit der lebhaftesten Freude? — Ach, das ist unmöglich!“

„Gewiß! Das Leben unter dem Theaterböllchen, und wäre es auch nur von kurzer Dauer, ist sicherlich besser als irgend eine andere Schule dazu angethan, mein Schwesterchen von allem aristokratischen Hochmuth und von allen Brenkendorffschen Vorurtheilen gründlich zu befreien. Da hat man seinen eigenen Stolz und schaut mit dem Lächeln mitleidiger Ueberlegenheit auf alle die kleinen Sterblichen herab, die da meinen, sich auf ihre Geburt, auf ihren Reichthum oder auf ihre Gelehrsamkeit etwas einbilden zu können. Und gerade, weil in der eigenthümlichen Selbstüberschätzung dieses Standes etwas so ungeheuer Lächerliches liegt, wird Marie — wie ich von ihrem klaren Blick und von ihrem offenen Sinn mit Sicherheit erwarte — endlich das rechte Verständniß für die Lächerlichkeit jeglichen Hochmuths, er nenne sich nun Künstlerstolz oder Standesbewußtsein, gewinnen.“

Gilly schaute vor sich nieder. Sie fühlte sich getroffen; aber sie war doch nicht beleidigt, und es drängte sich ihr nicht wie sonst eine trotzig spöttische Erwiderung auf die Lippen.

„So halten Sie gewiß auch mich für recht hochmüthig?“ fragte sie plötzlich, die dunkeln Augen zu Wolfgang erhebend. Er lächelte ein wenig und zuckte mit den Achseln.

„Unsere neuerliche Bekanntschaft ist eine so flüchtige geblieben, verehrte Cousine, daß ich mich jedes Urtheils enthalten möchte. Und überdies — was kann Ihnen daran gelegen sein?“

„Das ist deutlich!“ meinte sie, indem sie sich erhob. „Aber vielleicht thun Sie mir democh ein wenig unrecht. Man braucht wohl nicht nothwendig erst unter die Schauspieler zu gehen, um sich von seinen Vorurtheilen heilen zu lassen. — Doch — um den eigentlichen Zweck meines Hierseins nicht zu vergessen — Sie werden sich also bei Marie für mich verwenden?“

„Ich werde es versuchen! Aber wenn die ablehnende Haltung meiner Schwester, wie ich vermuthen, nicht so sehr aus Groll und Mißachtung als aus dem Wunsche entspringt, nicht Unfrieden zu stiften zwischen Ihnen und Ihren Angehörigen, so werden meine Bemühungen wahrscheinlich von geringem Erfolge sein.“

Gilly warf den Kopf zurück und schützte die frischhen Lippen. „Sagen Sie ihr in diesem Falle, das sei eine überflüssige Sorge! Meine Angehörigen werden inzwischen längst erfahren haben, wie wenig ich ihr Verhalten gegen Marie gutheiße. Sie werden mir also schreiben, nicht wahr?“

„Wie Sie es befehlen, verehrte Cousine!“

Sie machte eine kleine Bewegung, als ob sie ihm zum Abschied die Hand reichen wollte, da er sich aber gar so förmlich verbogte, zog sie dieselbe wieder zurück und that ein paar Schritte nach der Thür. Doch auf dem halben Wege blieb sie wieder stehen:

„Warum nennen Sie mich denn immer ‚verehrte Cousine‘, und nicht einfach ‚Gilly‘? Sind Sie mir noch böse von — nun, von neulich her? Kann ein Mann wirklich so nachtragend sein?“

„Aber ich denke gar nicht daran, Ihnen böse zu sein,“ versicherte Wolfgang aufrichtig. „Meine Bemerkungen über einen Ihrer besten Freunde mußten Sie ja in der That reizen.“

Sie wandte das Köpfchen mit einer raschen Bewegung, als ob sie ihm hastig erwidern wollte, daß Prinz Lamoral längst aufgehört habe, einer ihrer besten Freunde zu sein. Aber jene unerklärliche Scheu, deren sie noch immer nicht ganz Herrin geworden war, mochte sie im letzten Augenblick daran hindern, es auszusprechen. Ihren Blick auf ein kleines, an keineswegs auffälliger Stelle befindliches Wandbrett heftend, sagte sie vielmehr ganz unermittelt:

„Was für ein merkwürdiges Buch haben Sie da? — Ist es erlaubt, es anzusehen?“

Er hatte den bezeichneten Gegenstand von seinem Platze genommen und vor sie hin auf den Tisch gelegt.

„Ein Album für Photographien,“ sagte er, „die Erinnerungsgabe eines amerikanischen Freundes.“

Dies Album hatte in der That sicherlich nicht seinesgleichen; denn der obere Deckel bestand in der Hauptsache aus einem Stück gewöhnlichen, an der Oberfläche fast verholzten Holzes. Aber er war von einer prächtig gearbeiteten Umräumung aus massivem Golde umgeben und trug in seiner Mitte einen Vorbeerkranz aus demselben kostbaren Stoffe.

„Wie sonderbar!“ meinte Gilly kopfschüttelnd. „Küßst sich an dies halb verbrannte Holz etwa eine eigene Geschichte?“

„Es stammt aus den Trümmern des ‚Grand Hotel‘ in Chicago, das vor etwa Jahresfrist ein Raub der Flammen wurde. Die Tochter meines Freundes und ich, wir waren zufällig die letzten, welche das brennende Gebäude lebend verließen. Zum Gedächtniß an diese Fügung überraschte der Vater mich mit dem eigenartigen Geschenk.“

Er schien willens, das Buch nach dieser Erklärung wieder an seinen Platz zu bringen; doch Gilly legte in demselben Augenblick ihre Hand darauf und öffnete den Deckel.

Da stand auf dem ersten weißen Blatte in den festen Zügen einer Manneshandschrift in englischer Sprache:

„Dem todesmüthigen Lebensretter meines einzigen Kindes als ein winziges Zeichen meiner unaussprechlichen Dankbarkeit  
Norbert Stanhope.“

„Darum also waren Sie ‚zufällig der letzte‘, welcher das brennende Gebäude verließ?“ fragte Gilly, und in dem Blick, welcher Wolfgangs Antlitz traf, war ein Leuchten freudigen Stolzes. „Sie wissen Ihre Großthaten sehr bescheiden zu umschreiben, Better Wolfgang.“

„Es war wirklich nicht so weit her mit dieser Großthat,“ erwiderte er treuherzig, während seine Wangen sich höher rötheten. „Aus einem sehr gesunden Schlafe erwachend, sah ich mich in jener Nacht von undurchdringlichen Rauchmassen umgeben und fühlte mich dem Erstickungstode so bedenklich nahe, daß ich ohne viel Zaudern und Ueberlegen nach dem nächsten rettenden Ausgang suchte. Aber es ist schon unter gewöhnlichen Verhältnissen nicht ganz leicht, sich in einem amerikanischen Niesenhôtel zurechtzufinden, um wie viel weniger, wenn dies Hotel an allen vier Ecken bis zum Dach hinauf in Flammen steht. So gerieth ich denn sehr gegen meinen Willen statt in das Treppenhaus in ein Gemach, auf dessen Fußteppich ich eine anscheinend leblos hingestreckte weiße Gestalt erblickte. Hätte ich sie nun etwa da liegen lassen sollen? Ich denke, es giebt keinen Menschen in der ganzen Welt, der damals etwas anderes gethan hätte als ich, indem ich die leichte, weiße Gestalt in meine Arme nahm und sie gleichzeitig mit mir selber zu retten suchte. Sie sehen also, daß ich mich keineswegs wie die Helden in den Jugendschriften todesverachtend in Rauch und Flammen gestürzt habe, um ein Menschenleben dem Tode zu entreißen, sondern daß die Sache sich ganz einfach und natürlich zugetragen hat.“

„Und Herr Norbert Stanhope — ist es etwa jener sogenannte Bonanzakönig, von dem man öfters in den Zeitungen liest?“

„Allerdings, es ist derselbe.“

„Sie müssen sehr auserlesene Freundschaften gehabt haben jenseit des Oceans!“

„Mr. Stanhope wurde mein Freund erst in Folge jenes nächtlichen Abenteuers; denn bis dahin hatte er wohl kaum etwas von meinem Dasein geahnt. Ich lag noch an meinen Brandwunden im Krankenhause daniieder, als mir dies Album überreicht wurde. Es enthält fünfzig Blätter und auf jedem Blatte lag eine Tausenddollarnote; Mr. Stanhope hatte mich fünfzigmal belohnen wollen. Nun, ich machte ihm natürlich nach meiner Wiederherstellung einen Besuch, um mich für das Album zu bedanken und das Geld zurückzugeben. Und was mich sogleich zu dem viel bekannten Manne hinzog, war der feine Takt, mit welchem er es ohne weiteres annahm und sich wegen seines Mißgriffs entschuldigte. Auch er mochte Gefallen an mir finden, und so geschah es denn, daß ich bald ein täglicher Gast seines Hauses wurde und mir allgemach sogar das Recht erwarb, mich Mr. Norbert Stanhopes Freund zu nennen.“



Das Schachturnier in Strobedi.  
Zeichnung von G. Linders.

Gilly hatte das Widmungsblatt umgeschlagen. Vor ihr lag die meisterlich ausgeführte Photographie einer jungen Dame von großer Schönheit.

„Ah,“ sagte sie mit einem Ausdruck lebhaftester Ueberraschung, „ist dies das Mädchen, dem Sie das Leben retteten?“

„Ja, liebe Cousine, Miß Viktoria Stanhope.“

„Und da der Vater Ihr Freund ist, werden Sie sie natürlich heirathen!“

Mit einer merkwürdigen, anscheinend durch nichts begründeten Festigkeit hatte sie diese Worte hervorgestoßen. Wolfgang aber schüttelte mit einem gedankenvollen Blick auf das Bildniß der schönen Amerikanerin den Kopf.

„Nein, das werde ich nicht,“ sagte er, „wenn ich auch nicht leugnen will, daß ich mich eine Zeit lang recht ernstlich mit dieser Hoffnung getragen habe; denn Miß Viktoria ist ebenso gut und lebenswürdig, als sie anmuthig ist.“

„Nun, und dieses Muster aller weiblichen Tugenden hat Ihnen doch nicht etwa einen Korb gegeben?“

„Ich ließ es nicht dazu kommen, weil ich vernünftig genug war, einzusehen, daß die Tochter des unermesslich reichen Bonanza-königs nicht die für mich geeignete Gattin sei. Eine nach Millionen bemessene Mitgift würde ich niemals angenommen haben und aus meinen eigenen Mitteln hätte ich ihr nicht die Fortdauer jener Freuden und Genüsse des Lebens gewähren können, an welche sie so sehr gewöhnt worden war, daß sie nur mit dem Bewußtsein, ein Opfer zu bringen, darauf hätte verzichten können.“

„Und Sie thaten unzweifelhaft sehr recht daran, solchen Erwägungen Gehör zu schenken,“ versicherte Gilly mit drolliger Altklugheit und zugleich mit einem etwas verdächtigen Eifer. „Ein Arzt muß eine Gattin haben, welche Verständniß besitzt für seinen schweren Beruf, — eine Frau, welche voll Theilnahme ist für seine Kranken, wenigstens für die armen und unglücklichen unter ihnen.“

„Aber, theuerste Cousine, ich bin ja gar kein Arzt,“ fiel ihr Wolfgang mit einem Anflug gutmüthigen Spottes, hinter welchem sich seine Bewegung indessen nur noch mühsam verbarg, in die Rede, „und unter den Leuten, welche zu mir kommen, um sich falsche Gebisse anfertigen zu lassen, pflegen nur sehr selten Arme und Unglückliche zu sein. Meine zukünftige Gattin, da wir doch nun einmal von dieser sehr nebelhaften Persönlichkeit reden, wird nach dieser Richtung hin leider wenig Gelegenheit zur Bethätigung ihrer Theilnahme finden.“

„Warum bemühen Sie sich so angelegentlich, Ihre guten Seiten vor mir zu verbergen? Ich weiß, daß Sie nicht bloß Geheimräthe und Banquiersfrauen behandeln, denen man ellenlange Rechnungen machen kann, sondern daß Sie auch edlere Dinge thun. Haben Sie denn den kleinen August vergessen, den Sie durch ihre ärztliche Kunst am Leben erhalten haben?“

„Um's Himmelswillen, wie kommen Sie zu dieser unheimlichen Wissenschaft? Der gute Meister Krause hat doch nicht etwa draußen im Vorzimmer geplaudert?“

„Er hat mir nichts Schlechtes von Ihnen erzählt, Vetter Wolfgang!“

„Dafür bin ich ihm allerdings sehr verbunden; aber ich werde mir's doch entschieden ausbitten, daß er künftig den Mund halte. Der Himmel bewahre mich vor der Kundschaft, die mir dadurch ins Haus gelockt werden könnte! — Nein, mein verehrtes Fräulein Base, nicht das ist es, was ich von meiner künftigen Gattin hoffe und erwarte! Aber soll ich Ihnen einmal ein Bild von meinem Ideal entwerfen?“

„O bitte! Da bin ich außerordentlich gespannt!“

„Nun wohl! — Erstens: sie muß hübsch sein! Das ist zwar nicht die Hauptsache, aber doch unerläßlich!“

„Natürlich! Wer würde Ihnen auch zumuthen, eine Häßliche zu heirathen! Wahrscheinlich schwärmen Sie für zarte Blondinen vom Schlage der Miß Viktoria Stanhope.“

„Nicht unbedingt! Um die Haarfarbe werde ich mich sicherlich wenig kümmern, wenn sie nur zu allem Uebrigen stimmt. Aber die inneren Eigenschaften — da fangen die Schwierigkeiten an.“

„Nun? Ich bin wirklich sehr neugierig. Was verlangen Sie also von Ihrer idealen Frau?“

„Sie muß lebenswürdig sein im eigentlichen Sinne des Wortes, das heißt, nicht bloß unter dem Einfluß irgend einer

angenehmen Stimmung oder in der Gesellschaft fremder Leute, sondern auch in der Abgeschlossenheit ihrer vier Wände und inmitten jener kleinen Unannehmlichkeiten des Lebens, die so leicht dazu verführen, unliebenswürdig zu werden. Und sie muß heiter sein, von jener echten Herzensheiterkeit, die wie heller Sonnenschein über ihre ganze Umgebung hinstrahlt, auch die unvermeidlichen trüben Stunden freundlich durchleuchtend und keiner häßlichen Schatten duldend in ihrer eigenen Seele wie auf den Stirnen derer, welche sie liebt. Weiter verlange ich nichts, denn wer lebenswürdig und heiter ist, der ist auch gut und wahrhaftig. Ueber kleine Fehler und Unarten wollte ich daneben herzlich gern hinwegsehen; denn ich halte mich eben auch nicht für ein Muster aller menschlichen Vollkommenheit. Sie dürfte gelegentlich ein wenig trocken, wenn ihr zu wenig oder zu viel geschehen ist, dürfte mich mit den dunkeln — oder meinerwegen auch himmelblauen — Augen anfunkeln wie ein sprungbereites Käzchen, wenn diese Augen nur wieder nachher in verdoppelter Liebe und Zärtlichkeit ausleuchten können. Sie dürfte —“

Abwehrend erhob Gilly die Hand.

„Halten Sie ein!“ sagte sie, und es klang um so trauriger, weil es scherzhaft klingen sollte. „Ich will nicht in Ihre Herzensgeheimnisse eindringen, und Sie sind im Begriff, mir eines zu verrathen. So schildert man kein Ideal, sondern ein lebhaftes Wesen, das man bereits kennt und liebt! — Es ist spät geworden — adieu, Herr Vetter!“

Diesmal gab sie ihm nun wirklich die Hand; aber er hielt diese schmale, feingeformte Hand in der seinigen gefangen wie ein scheues Vögelchen.

„Wollen Sie das Bild jenes lebhaftigen Weiens sehen, nach welchem ich mir mein Ideal gestaltet habe, jenes Ideal, das mich zweimal über den Ocean begleitete, und das doch wohl schließlich allein die Schuld trug an meinem Verzicht auf eine Werbung um Miß Viktorias Liebe?“

Gilly wollte verneinen, aber schon hatte Wolfgang, ohne ihre Hand freizugeben, das Blatt mit dem Bilde der Amerikanerin umgeschlagen. Sie schaute nur ein ganz klein wenig von der Seite nach dem Album hin; dann aber stieß sie einen allerliebsten Schrei aus, riß sich los und flüchtete ein paar Schritte in das Zimmer hinein. Was sie da gesehen hatte, war ihr eigenes Bild, ein Kinderbild aus der Zeit, da sie einen Sommer hindurch mit ihren Brüdern bei dem Heim von Brendendorf auf Besuch gewesen war.

„Nein, das ist häßlich, Wolfgang,“ rief sie, „einen so garstigen Scherz verzeihe ich Dir nie!“

Es geschah wohl nur in der so überraschend gewekten Erinnerung an die Kinderzeit, daß sie ihn plötzlich duzte; jedenfalls funkelten ihre Augen jetzt ganz so, wie es Wolfgang vorhin seinem Ideal in Ausnahmefällen gestattet hatte.

„Aber es ist durchaus kein Scherz, verehrte Cousine! Dies liebe, reizende, trohige Kind aus meiner Jugenderinnerung und Sie, die Tochter des kommandirenden Generals — die holdselige Anospe und die voll erblühte, von gräßlichen und prinzlichen Schmetterlingen umflatterte Rose — ich denke ja gar nicht daran, sie mit einander zu verwechseln. Wir sprachen eben nur von meinem Ideal, und ich wollte Ihnen das irdische Vorbild zu demselben zeigen.“

„So? Also heute habe ich keine Aehnlichkeit mehr mit dem lieben, reizenden Kinde?“

„Zuweilen nur zu große! Ich möchte mitunter die Augen schließen, Gilly, um diese Aehnlichkeit nicht zu sehen.“

Das klang nicht mehr wie Spott, und so war es denn wohl auch etwas anderes als Jörn, was Gillys Wangen plötzlich mit so tiefem Roth überhauchte. Als ein Bild der lieblichsten Verwirrung stand sie mitten im Zimmer, und nachdem es wohl eine Minute lang so still gewesen war, daß sie den Schlag ihrer Herzen vernehmen konnten, sagte Gilly leise:

„Es wäre mir viel lieber, wenn Du sie gerade dann offen halten wollest.“

„Gäcile!“

Die lange zurückgedrängte Bewegung brach so mächtig aus seiner Brust, daß er es unwillkürlich vermied, sich des gewohnten Rosenamens zu bedienen, welcher in der That schlecht zu dem tief ernststen, leidenschaftlichen Ton seines Ausrufs gepaßt haben würde.

„Cäcilie!“ wiederholte er und nahm ihre beiden Hände, die sie ihm willig überließ. „Habe ich Dich wirklich recht verstanden?“

Da schmiegte sie sich zärtlich und hingebend an seine Brust, sah unter Thränen lächelnd zu ihm auf und flüsterte:

„Ich glaube — ja!“

„Und Du willst mein sein — meine Braut — mein Weib? Die Gattin eines einfachen Mannes, dessen Beruf Dir noch vor kurzem als ein Gegenstand des Spottes erschien?“

„O, wenn Du mir gut bist, Wolfgang, so sprich nie mehr von meinen alten Thorheiten! Ich war ein verwöhntes, unwissendes Mädchen; aber ich bin es nicht mehr, die Liebe hat mir die Augen geöffnet — die Liebe zu Dir! Denn daß Du es nur weißt: ich liebte Dich schon an dem Tage, da Du mich in

Deinen Armen hier herauf getragen hast, und nur mein Trost, mein hochmüthiger Stolz waren es, die sich dagegen auflehnten, so daß ich es mir selber so wenig gestehen wollte als einem anderen! Doch nun ist es ja überwunden, das und alles andere, was mich beunruhigt und geängstigt hat in dieser häßlichen Zeit! Nun bin ich Dein, und ich will mir rechtschaffen Mühe geben, Deinem Ideal so nahe zu kommen, als es einem schwachen Menschenkinde nur immer möglich ist!“

Nicht länger vermochte Wolfgang an sich zu halten. Die elsenhafte, schmiegsame Gestalt zärtlich an sich drückend, verschloß er ihr die süßen Lippen, die so herzlich plaudern konnten, mit einem langen, durstigen Kuß. —

(Fortsetzung folgt.)

## Das „Schachdorf“ Ströbeck.



Der Schachthurm.

Wer von der alten Bischofsstadt aus mit der Eisenbahn einen Ausflug in den Harz, z. B. nach Wernigerode, unternimmt

und seine Blicke nach Nordwesten hin schweifen läßt, wird schon nach wenigen Minuten einen Kirchthurm entdecken, dessen dunkele Spitze aus der im Norden vom Dunnsalbe begrenzten Ebene hervordragt. Bald tauchen einzelne Häuser empor, und jetzt wird ein stattliches Dorf sichtbar, das in der Nähe der Eisenbahn von Süden nach Norden am Abhange einer mit Birken bestandenen Anhöhe, dem sogenannten Nadenberge, sich hinzieht.

Es ist das Dorf Ströbeck, welches, einzig in seiner Art, seit Jahrhunderten eines großen Rufes sich erfreut, nicht nur in unserm deutschen Vaterlande, sondern weit darüber hinaus in allen civilisirten Ländern diesseit und jenseit des Oceans. Zwar ist weder ein berühmter Staatsmann oder Gelehrter aus seinen Mauern hervorgegangen, noch sind blutige, männerverlitzende Schlachten auf seinen Gefilden geliefert worden, aber noch heute wird jahraus jahrein in dem sonst so friedlichen Dorfe wader gekämpft und viele Schlachten werden geschlagen, Schlachten — auf den 64 Feldern des schwarz-weißen Schachbretts. So ist es von alters her gewesen, so wird es hoffentlich lange noch bleiben! Ströbeck ist auf der ganzen Welt das einzige Dorf, wo das edle Schach gespielt wird; und von jeher haben die Ströbecker ihren Ruf als tüchtige Schachspieler zu wahren und zu mehren gesucht.

Schon von Kindesbeinen an wird das „königliche Spiel“ erlernt, zwar nicht in der Schule, wie man früher irrtümlich annahm, sondern daheim unter der Leitung der Eltern und Geschwister; wohl aber findet alljährlich zu Ostern nach Beendigung der Schulprüfung unter den Augen des Predigers und der Lehrer, sowie des Ortsvorstandes ein Schachturnier der Kinder statt, und die aus denselben als Sieger hervorgehenden drei Knaben und drei Mädchen erhalten in Ströbeck angefertigte Schachbretter mit der Aufschrift: „Zur Belohnung des Fleißes“.

Ströbeck hat seinen Männer- und Frauenschachklub, und der im Gasthof „Zum Schachspiel“ einkehrende Wanderer kann des Sonntagnachmittags die hieheren Ströbecker mit ersten Mienen bei einer „Partie“ sitzen sehen und, wenn er selbst des Spieles kundig ist, wohl auch einen Gang mit ihnen wagen. Aber wehe, wenn er nicht fähigst ist! Bald wird er in den Sand gestreckt und unter dem Schmutzeln des Gegners und der Zuschauer „matt gesetzt“.

Diese sonntäglichen Partien sind neben dem Kartenspiel gewissermaßen die Erholung von den Beschwerden und Mühen des alltäglichen Berufes; denn die Bewohner des etwa 1250 Seelen zählenden Dorfes treiben fast alle Ackerbau und erkrönen sich bei dem ertragreichen Boden mehr oder minder einer gewissen Wohlhabenheit. Daher macht dem das Dorf selbst auch einen freundlichen und stattlichen Eindruck; die Wohnhäuser und die Wirtschaftsgebäude sind massiv und in gutem Zustande, die Straßen gepflastert und sauber gehalten. Ungefähr in der Mitte des Dorfes, an der Westseite, steht die Kirche, deren Weiterführung ein Schachbrett zeigt, während die Schule im Nordosten dicht am sogenannten „Markt“ liegt, dessen Südseite von dem „Gasthof zum Schachspiel“ begrenzt wird. An der bei diesem Gasthof nach Westen vorüberführenden Straße erblickt man einen kleinen, aus Sandstein erbauten und mit Ziegeln gedeckten, vieredigen Thurm, den sogenannten „Schachthurm“, der in der Geschichte Ströbecks, wie wir unten sehen werden, eine wichtige Rolle spielte und noch heute zu den Sehenswürdigkeiten Ströbecks gehört. Ein in dieser Hinsicht so bedeutender Ort ist natürlich Post- und Telegraphenstation und Sitz eines Arztes.

Da Ströbeck zum „Harzer Schachbunde“ gehört, so wird seit 1885 alle fünf Jahre dafelbst ein großer Schachkongreß in den letzten Tagen des Juni abgehalten; und auch dieses Jahr eilen von nah und fern die Jünger und Meister im Schach herbei, um in dem berühmten „Schachdorf“ im Turnier eine Lanze zu brechen.

Der geneigte Leser wird nun fragen: Wie kommt es, daß gerade in Ströbeck das Schachspiel eine so große Verbreitung gefunden und jung und alt in seinen Kreis gezogen hat? Auf diese wohlberedigte Frage läßt sich leider nicht mit Sicherheit antworten, da die Geschichte über den Ursprung des Schachspiels in Ströbeck keinen Aufschluß giebt; nur die Sage berichtet uns zwei Begebenheiten, die wir nach den von dem Lehrer Karl Elis im Jahre 1843 herausgegebenen „kurzgefaßten historischen Nachrichten von Ströbeck“ hier wiedergeben:

„Dem Bischof Arnulf von Halberstadt wurde im Jahre 1011 vom Kaiser Heinrich II. ein vornehmer Staats- und Kriegsgefangener, der Graf Guncelin, überwiesen, damit er ihn, ohne daß es jemand erfahre, in dem alten Thurm von Ströbeck, der noch jetzt im nördlichen Theile des Dorfes steht, so lange gefangen halte, bis ihm weitere Befehle darüber zugehen würden. Vielleicht sollte der Gefangene auch durch ein großes Lösegeld die Kriegslosten vermindern helfen. Die Bauern mußten nun immer abwechselnd bei ihm Wache halten, und da sie glimpflich mit ihm umgingen, so unterhielt er sich freundlich mit ihnen, schnitzte aus Längereiche Schachfiguren, fertigte ein Schachbrett an und ward, um sich die Zeit besser zu vertreiben zu können, nun der Lehrer im Schachspiel, worin er Meister war. Mit Lust und Liebe ergriffen die Bauern diese Gelegenheit, ein so schönes Spiel zu erlernen, und bald kannte man im Dorfe kein anderes Spiel mehr. Als der Graf nach längerer Zeit wieder in Freiheit gesetzt wurde, schenkte er den Bauern sein Schachspiel.“

Eine andere Ueberslieferung ist folgende: „Als Bischof Burchard II. auf seinem Zuge gegen die Wenden im Jahre 1068 einen vornehmen Wenden gefangen nahm, ließ er ihn in den Ströbecker Zwinger sperren und den Wenden bekannt machen, daß er ihn so lange gefangen halten werde, bis sie die Friedensbedingungen erfüllt und ein ansehnliches Lösegeld geschickt hätten. Dieser vornehme Wende lehrte die Ströbecker das Schachspiel und verkürzte sich dadurch die unangenehme Zeit seiner Gefangenschaft. Nach Unterwerfung der Wenden hielt der Bischof auf einem weißen Kofse, das die Wenden wie einen Abgott verehrten und das er ihnen genommen hatte, seinen glänzenden Einzug in Halberstadt; der Wende aber lehrte in seine Heimath zurück, nachdem er die freundlichen Ströbecker reichlich beschenkt hatte. Das Spiel wurde nun vielfach bekannt, aber man nannte die Bauern „Wenden“, wohl um die Herabwürdigung dieses von den Deutschen unterjochten Slaventammes zu bezeichnen.“

Seit dieser Zeit haben die Ströbecker das Recht, jedem neuen Landesherren, der ihren Ort berührt, auf freiem Felde auf einem Tische eine Partie Schach anbieten zu dürfen, was sie bisher auch immer gethan haben. Friedrich Wilhelm der Große Kurfürst fand bei seiner Durchreise ein Vergnügen daran, die ländlichen Schachspieler zu prüfen, und er fand mehr als er suchte, weshalb er dem Dorfe das noch jetzt als kostbarer Schatz im Gemeindehause aufbewahrte, mit Eisenblech ausgelegte Schachbrett verehrte. Auf der einen Seite dieses Schachbrettes sind die 64 Felder des Schachspiels, auf der andern die des Kartenspiels, welches, eine Art komplizierten Schaches, 32 Felder und für jeden Spieler 8 Steine

mehr enthält. Auf dem Rande des Schachbrettes sieht man Ströbed in erhabener Arbeit mit der Umschrift:

„Das Sereniss. Churfürstliche Durchlaucht von Brandenburg und Fürst von Halberstadt, Herr Friedrich Wilhelm u. s. w. dieses Schach- und Courierpiel am 13. Mai 1651 dem Fledern Ströbed aus sonderm Gnaden verchret und bei ihrer alten Freiheit zu schützen zugesaget, welches ist zum ewigen Gedächtniß hier aufgezeichnet.“

Paul Langenstraß, B. Valentin Kieche, Richter, Andreas Bartels, Baur, Meist. Hans Iffsen, B. Valentin Langenstraß, Richter, Hans Hartmann, Baur, Meist. Renovatum Anno 1744. M. Heinrich Wille me fecit.“

Die dazu gehörigen Figuren waren sehr werthvoll, und zwar der eine Theil von Silber, der andere von Silber mit Vergoldung; leider sind sie aber nicht mehr vorhanden, da sie durch Verleihen an das Domstift zu Halberstadt verloren gegangen sein sollen.

Auch ein anderer Fürst, Herzog Ludwig Rudolf von Braunschweig,



„Vadder mit Kat!“

der im vorigen Jahrhundert regierte, spielte gern mit den Ströbedern eine Partie Schach, so bei Gelegenheit der Verstellung einer Bauernhochzeit auf dem Schloß zu Blankenburg a. S., wo er mit dem Schulzen Söllig von Ströbed spielte, hinter dem sein achtjähriger Sohn stand und das herkömmliche „Vadder mit Kat!“ bei einem bedeutlichen Zuge rief. Der Herzog wurde insoforn auf den jungen Söllig aufmerksam, ließ ihn unter seiner Aufsicht erziehen und zu einem tüchtigen Geistlichen ausbilden.

So hat im Laufe der Jahre das Schachspiel in Ströbed sich eingebürgert und bei dem regen Interesse, das man ihm entgegenbrachte, den Vorrang unter den übrigen Spielen behauptet. Die Ströbeder sind auch in der Theorie bewandert und haben sich die moderne, internationale Spielweise angeeignet, ein für die Theilnahme an auswärtigen Turnieren nicht zu unterschätzender Vortheil. So möge denn das edle Spiel in dem einzigen „Schachdörfle“ fortblühen und als ein von den Vorfahren überkommenes Erbe immer in Ehren gehalten werden!

## Blätter und Blüthen.

**Gottfried Keller 7.** Ein Jahr ist es her, seit die „Gartenlaube“ den Züricher Meister zu seinem 70. Geburtstag beglückwünschen konnte (siehe Jahrgang 1889, Nr. 28). Bald danach besiel ihn ein schweres Leiden, dem er nunmehr, am 15. Juli, erlegen ist.

Ein Zufall wollte es, daß uns gerade in diesen Tagen von einem alten Freunde und Mitarbeiter der „Gartenlaube“ einige Erinnerungen an Gottfried Keller mitgetheilt wurden, die wir unsern Lesern — als ein Wort des Gedächtnisses an des Dichters Grabe — nicht vorenthalten möchten. Der Brief lautet:

Während meines Aufenthaltes in Zürich trat ich Gottfried Kinkel nahe. Eines Tages erhielt ich von ihm ein Briefchen mit der Aufforderung, nach Zollikon, einem Dörfchen am See, in ein gewisses Wirthshaus, das einen guten Weinruf hatte, zu kommen.

Ich traf Kinkel dort mit einem kleinen Mann, der mich unter großen Brillengläsern mit tiefblickenden scharfen braunen Augen nicht sehr freundlich anah, wobei Kinkel auf seine Weise heimlich lachte.

„Das ist Gottfried Kinkel, Doktor, Staatschreiber, Poet und Züricher,“ stellte mir Kinkel den Kleinen vor.

Ich muß darauf ein so ungläubiges Gesicht gemacht haben, daß beide lachten.

„Der mit den Leuten von Sedwyla?“ kam es unwillkürlich über meine Lippen.

„Ja, der mit den Leuten von Sedwyla“ und dem Grünen Heinrich,“ bestätigte Kinkel — „aber um Gotteswillen, seien Sie still!“ — sagte er hinzu — „wenn Sie das hier so laut aussprechen, werden wir von den Seemannsbuben bis Weilen hin alle drei massakriert.“

So lernte ich Gottfried Kinkel, den von mir so hoch verehrten Schweizer Novellisten, kennen.

Meine Vorstellung, die ich von der persönlichen Erscheinung des Dichters hatte, erlitt durch die Wirklichkeit einen argen Stoß.

Ich hatte mir — mit welchem Recht, weiß ich allerdings nicht — Gottfried Kinkel vorgestellt als einen hohen schlanken Mann mit einem melancholischen Malerkopf, und jetzt stand vor mir da ein Mäunchen mit einem Spitzbäuchlein, einem Eulengesicht und einem großen Busch schwarzer Haare hinter einer kahl werdenden Stirn! Ich konnte mich nur allmählich darein finden, in dieser kleinen dunkeln foboldartigen Erscheinung den großen Schriftsteller zu sehen.

Keller sprach an diesem Nachmittag wenig, er war überhaupt farg mit dem Wort — was er sagte, war vernünftig und treffend; nur eines fiel mir bei ihm auf: kam die Rede auf den Weinbau, so konnte man glauben, daß man in ihm einen erfahrenen Weinbergbesitzer vor sich hatte, sprachen wir von der Abdämmung des Sees, so erwies sich Keller hierin derartig kundig, als ob er das Ingenieurfach gründlich studiert hätte, und so zeigte der Meister der Novelle in allem, worauf das Gespräch fiel, eine außerordentliche Kenntniß der Wirklichkeit der Dinge. Litterarisches berührte an diesem Tage unsere Unterhaltung nicht.

Wir gingen, als es kühl wurde, am See entlang zur Stadt zurück, und Meister Gottfried wandelte mit kleinen Schritten einfüßig und still dahin; er hielt die Augen stets gesenkt, nur wenn ein hübsches Mädchen vorüber kam, blickte er lebhaft auf. Er schien das intuitiv zu bemerken. Ich sah Keller längere Zeit nicht — da traf ich ihn wieder in der Tonhalle. Er saß am sogenannten Professorentisch mit Johannes Scherr

und Kinkel. Diesmal winkte Scherr mich heran und stellte mich Keller vor, der so etwas von „Ichon einmal das Vergnügen gehabt“ brummte. In diesem Tage ward ich Zeuge einer Meinungsäußerung Kellers, die mich in hohem Grade überraschte und die für die Leser unserer „Gartenlaube“ so interessant sein dürfte, daß ich nicht umhin kann, die Worte Meisters Gottfrieds, welche ein besonderes Streiflicht auf seine sonst nicht besonders milde Denkungsart hinsichtlich unserer neuesten Litteratur werfen, nach treuem Gedächtniß Ihnen mitzutheilen. Kinkel machte einen Spaß aber das Anwachen „der Schriftstellerin aus Damenfedern“ und spielte hierbei höchst ungalant auf die Netterinnen des Kapitols an.

„Was, Geschnatter!“ fuhr da Keller heftig auf — „es ist wahr — es schreiben viele,“ zürnte er in seiner breiten und harten Züricher Mundart — „und sie werden die Männer bald ins Gedränge bringen — aber, das ist eben der Teufel, sie können was. Da will ich Euch mal eine Geschichte erzählen, wie es mir hierbei ergangen.“

Ich hörte einmal einen gewissen Autor ensfektlich auf die Marlitt schimpfen — er schrieb selbst Romane“ — setzte Keller mit einem boshaften Lächeln hinzu. „Wenn man derartig gegen jemand loszieht, muß etwas an der niedergedrückten Person sein, dachte ich mir und ließ mir einen Band von der „Gartenlaube“ kommen. Es stand die „Goldelse“ darin. Nun, ich habe“, fuhr Keller sehr nachdrücklich fort, „nicht allein diese Geschichte, sondern auch noch manche andere von ihr gelesen, und zwar von A bis Z, und habe keine Langeweile verspürt, im Gegentheil, ich habe das Frauenzimmer, die Marlitt, bewundert. Das ist ein Zug und ein Fluß der Erzählung, ein Schwung der Stimmung und eine Gewalt in der Darstellung dessen, was sie sieht und fühlt — ja, wie sie das kann, bekommen wir alle das nicht fertig. Wir wollen nur nicht ungerecht sein und der Schwächen wegen, die sie auch hat, ihr das wegstreiten!“ — Und dann noch eins!“ sprach Keller in großem Ernste weiter — „es lebt in diesem Frauenzimmer etwas, das viele schriftstellende Männer nicht haben, ein hohes Ziel, diese Person besitzt ein tüchtiges Freiheitsgefühl und sie empfindet wahren Schmerz über die Unvollkommenheit in der Stellung der Weiber. Aus diesem Drang heraus schreibt sie. In allen Romanen, die ich von ihr gelesen habe, war immer das Grundmotiv, einem unterdrückten Frauenzimmer zu der ihr ungeredterweise vorenthaltenen Stellung zu verhelfen, ihre Befreiung von irgend einem Druck, damit sie menschlich frei dastände — und hierin besitzt die Person, die Marlitt, eine Kraft, das durchzuführen zu können, eine Macht der Rede, eine Wortfülle, eine Folgerichtigkeit in der Entwicklung ihrer Geschichten, daß ich Hektet vor ihr bekommen habe.“ — Setzt die Marlitt nicht herunter,“ schloß Keller die für ihn so ungewöhnlich lange Rede. „In dem Frauenzimmer steckt etwas von dem göttlichen Funken, und das erkennen alle an, die reinen Hergens sind, vorab die Jugend.“

„D, ich habe kein reines Herz,“ ließ Kinkel darauf in sonnig weinerlichem Ton verlauten, während Scherr bei unserem Disput sich ausschwang. Keller schien für lange Zeit all seine Verbantheit erschöpft zu haben, denn er sprach den Nachmittag kein Wort mehr.

Mich aber überraschte es in hohem Grade, Gottfried Keller, den ich seiner ganzen Charakteranlage nach für einen Gegner der schriftstellenden Frauen halten mußte und dessen Frauenideal im Leben wie in seinen Dichtungen das Weib am häuslichen Herd war, als einen so warmen Verteidiger der Marlitt auftreten zu sehen.

**Inhalt:** Ein Mann. Roman von Hermann Heiberg (4. Fortsetzung). S. 517. — Follenwies im Feischgrund. S. 523. (Zu dem Bilde S. 520 und 521. — Zur 75jährigen Jubelfeier der deutschen Buchdruckerei. Von Georg Winter. S. 524. Mit Abbildungen S. 517, 524 und 525. — Madonna im Kolonbad. Roman von Reinhold Ortman (Fortsetzung). S. 526. — Das „Schachdörfle“ Ströbed. S. 731. Mit Abbildungen S. 529, 531 und 532. — Blätter und Blüthen: Gottfried Keller 7. S. 532.

Verlagsgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig. Druck von K. Wiede in Leipzig.